

Das Institut für jüdische Geschichte Österreichs (1988–2007: Institut für Geschichte der Juden in Österreich) feiert heuer sein 20jähriges Jubiläum. Vieles hat sich seit der Institutsgründung 1988 verändert: die Anzahl der Mitarbeiter/innen, die Auswahl an Projekten und Themen und der Umfang an jährlichen Vorträgen und Publikationen. Das Ziel, die Erforschung jüdischer Geschichte, ist jedoch immer noch dasselbe, wenn auch durch veränderte gesellschaftliche Rahmenbedingungen mit neuen Fragestellungen konfrontiert.

Martha Keil stellt in ihren »Zeitreisen« die Instituts-geschichte seit den Anfängen dar, erzählt von abge-schlossenen und laufenden Projekten, der Verwirkli-chung von Zielen und fasst die Ergebnisse in Zahlen und Bilder. Die Überlegungen und Verhandlungen, die ein eigenes Forschungsinstitut für jüdische Geschichte überhaupt erst möglich machten, thematisiert der Ini-tiator und Gründungsdirektor von 1988–2004, Klaus Lohrmann.

Vorrangiger Inhalt dieser Ausgabe ist jedoch nicht unser Jubiläum, vielmehr wollen wir jenen Dingen Raum geben, die »zwischen den Zeilen« historischer Forschung passieren. Dabei kann es sich um simple, lang tradierte Lesefehler handeln, die zu neuen, eben-so lang tradierten falschen Thesen führten, wie dies Barbara Staudinger aufzeigt. Ebenso sind jedoch auch Zufälle Teil der historischen Spurensuche, wie das Auf-finden eines Bildes in einer Mülltonne, wie im Beitrag von Christoph Lind dargestellt, oder die Rettung eines

Tagebuchs von einer Müllhalde, wie dies Wolfgang Gasser erzählt. Aus diesen wortwörtlich »gefundenen« Quellen entstehen Lebensgeschichten, die ein neuer in-teressanter Baustein der historischen Darstellung sind.

Thematisiert wird außerdem der Umgang mit Quel-len, dem täglichen Brot von Historiker/innen. So gibt es Quellen, die nur noch als Bruchstücke und Puzzlesteine erhalten sind, wie dies Birgit Wiedl beschreibt, oder sie können erst nach langem Suchen, Entziffern und Bear-beiten in eine Form gebracht werden, die als Grundlage für weitere Analysen dient. So schildert Eveline Brugger den langen Weg von einer mittelalterlichen Urkunde zu einem indizierten, leicht benutzbaren Editionstext.

Wie viel aus einer einzigen Quelle herauszulesen ist, zeigen Lebensgeschichten, die gerade durch ihre Subjektivität vieles zu einzelnen Forschungsbereichen liefern, seien es nun Kriegserlebnisse, Überlebensberich-te oder einfach die von Eleonore Lappin geschilderten »Liebesg'schichten und Heiratssachen«. Martha Keil widmet ihren zweiten Beitrag den »unsichtbaren« jüdi-schen Frauen des Spätmittelalters, die, obwohl in den Quellen zahlreich vertreten, von der Forschung nicht gesehen wurden. Solange nämlich bestimmte Fakten außerhalb des Erfahrungshorizonts und der Denkmög-lichkeit der Historiker/innen liegen, werden sie nicht wahrgenommen oder stillschweigend korrigiert und damit zensiert.

Sabine Hödl

# Dauerausstellung »Bei uns war

## Die Kultusgemeinde



Die 1863 gegründete Kultusgemeinde St. Pölten mit ihrem weiten Einzugsgebiet hatte ca. 800 Mitglieder. 1859 und 1906 wurde ein Friedhof angelegt, 1912 die Synagoge, der heutige Ausstellungsort, eingeweiht. 1938 lebten 400 jüdische Menschen in der Stadt, heute sind es nur noch drei. Diese lapidaren Zahlen veranschaulichen Blütezeit und Zerstörung einer lebendigen Gemeinschaft. Erinnerungen, Dokumente und Fotos, die oft auf abenteuerliche Weise über den Krieg gerettet wurden, zeigen das Leben der jüdischen Gemeinde St. Pölten: religiöse Praxis, Alltag, das rege Vereinsleben insbesondere der zionistischen Jugend, Freizeitgestaltung und Antisemitismus. Nach

Sonntag, 7. September 2008, 17 Uhr, Ehemalige Synagoge St. Pölten

### Eröffnung der Dauerausstellung und Festakt zum 20jährigen Bestehen des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs

**Festakt:** Martha Keil spricht zum 20jährigen Bestehen des Instituts und zur Ausstellung. **Grußworte:** Dan Ashbel (Botschafter Israels in Österreich), Hans Marte (Präsident des Vorstandes), Vertreter des Ministeriums für Wissenschaft und Forschung, des Landes Niederösterreich, der Stadt St. Pölten und der IKG Wien.

**Konzert** der Gruppe Kohelet 3 (Linz). Balkangroove, Klesmer und Jazz, Slowenisch, Ukrainisch und Jiddisch, Musik vom Salzkammergut bis Georgien – eine höchst

lebendige, rhythmische und beherzte Mischung. Ewa Hanushevsky: Altsaxophon, Lead-Vocals; Bohdan Hanushevsky: Akkordeon, Gitarre, Lead-Vocals; Kurt Edlmair: Klarinette, Vocals; Barni Girlinger: Trompete, Flügelhorn. **Buffet**

**Bus von Wien und retour**, Abfahrt Rathaus-Rückseite pünktlich um 15.30 Uhr; nur mit Anmeldung zwischen 14.8 und 1.9. unter [office@injoest.ac.at](mailto:office@injoest.ac.at)

Für die Unterstützung der Ausstellung danken wir: Land Niederösterreich – Kultur, Stadt St. Pölten, Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus, Zukunftsfonds der Republik Österreich, Erste Bank der österreichischen Sparkassen AG



# ein wirklich jüdisches Leben«

## St. Pölten und ihre Vernichtung

dem »Anschluss« im März 1938 entzog das NS-Regime, wie in ganz Österreich, auch den Juden in St. Pölten systematisch die Lebensgrundlage. Die Ausstellung dokumentiert die jüdenfeindlichen Maßnahmen und zeichnet den Weg einzelner Menschen ins Exil nach. Den meisten der weniger Begüterten gelang jedoch die Flucht nicht mehr; sie wurden zwangsweise nach Wien übersiedelt und von dort in die Lager deportiert und ermordet. Eine Station widmet sich den wenigen KZ-Überlebenden, von nichtjüdischen Rettern Versteckten und Partnern einer sog. »geschützten Mischehe«. Die rechtzeitig Ausgewanderten erfuhren einen sozialen Abstieg und den Verlust von Heimat, Sprache und

ihren nahen Angehörigen. 310 Mitglieder der Kultusgemeinde St. Pölten wurden durch die Nationalsozialisten ermordet, eine Gedenkinstallation mit ihren Namen und Fotos befindet sich bereits in der Synagoge. Ebenfalls gezeigt werden die künstlerischen Ergebnisse eines Schulprojekts, das sich 2004 eindrucksvoll mit der Erinnerung an diese Opfer beschäftigte. Heimkehr, Bemühen um Rückstellung des geraubten Besitzes und die Schwierigkeiten mit der offiziellen Politik des Vergessens sind ein weiterer Inhalt dieser Ausstellung. Fotos und schriftliche wie mündliche Erinnerungen ermöglichen vor allem Schüler/innen einen persönlichen Zugang zu dieser noch immer verdrängten Geschichte.

**ACHTEN SIE BEI  
DER WAHL IHRER BANK  
AUF DIE ENTSCHEIDENDE  
HANDBEWEGUNG.**

Die neue Bank.  
Die neue BAWAG.



EINE MARKE DER BAWAG PSK

## Man muss immer darüber reden...

Ein 20-jähriges Jubiläum ist angesichts der Geschichte der Juden in Mitteleuropa ein kurzer Zeitraum. Gerade aber das Geschehen des 20. Jahrhunderts macht es notwendig, auch auf solche kurzen Zeitabschnitte aufmerksam zu machen, denn immer wieder zu unterstreichen, welche Bedeutung die Präsenz jüdischen Lebens in der Mitte Europas hat, ist zweifellos auch heute mehr denn je notwendig. Fast wird vergessen, welcher ungeheurer Beitrag im geistig-kulturellen, im wirtschaftlichen und sozialen Bereich gerade von Juden geleistet wurde. Es bedarf der kontinuierlichen Pflege dieses Wissens und das Institut für jüdische Geschichte Österreichs hat dazu einen entscheidenden Beitrag geleistet. Dafür möchte ich herzlich danken. Ich tue das nicht nur in meinem Namen, sondern angesichts der Verpflichtung, die sich aus diesen Leistungen für die Mitte Europas ergibt. Man kann ruhig sagen, dass Österreich nicht das wäre, was es ist, wenn es diese Geschichte nicht gäbe. Sie ist auch die Voraussetzung dafür, dass wir eine lebendige Zukunft haben. Das wünsche ich nicht nur dem Institut, sondern auch dem jüdischen Leben in Österreich und Mitteleuropa.

Vizekanzler a. D. Dr. Erhard Busek



## Sehr geehrte Frau Dr. Keil,

es ist fast nicht zu glauben, dass seit der Gründung des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs schon 20 Jahre vergangen sind. Ich gehöre selbst zu denen, die auch bei der Gründung dabei waren. Es ist daher für mich eine besondere Ehre als Botschafter des Staates Israel Ihnen aus diesem Anlass meine Grußworte zu übermitteln.

Das Institut für jüdische Geschichte Österreichs kann mit Recht auf das Geleistete stolz sein. Abgesehen von den vielen eigenen Veröffentlichungen, haben das Institut und seine Mitarbeiter maßgebend an dem Band »Geschichte der Juden in Österreich« mitgewirkt. Ich schätze insbesondere Ihre Bemühungen um die Aufklärung über Ereignisse und Abläufe der Vergangenheit und deren Zusammenhänge in der Gegenwart.

Auch im Jahr 2008 ist in diesen Bereichen noch viel zu schaffen. Leider ist auch heute der Glaube an die «jüdische Weltverschwörung» nicht verschwunden. Viel zu wenige verstehen den Zusammenhang zwischen der Geschichte der Juden und dem Staat Israel, der in diesem Jahr 60 Jahre seiner Unabhängigkeit feiert.

Ich wünsche dem Institut für jüdische Geschichte Österreichs viel Glück und Erfolg auch in der Zukunft und hoffe, dass seine wichtige Arbeit auch die breite Öffentlichkeit in Österreich erreicht.

Dan Ashbel, Botschafter des Staates Israel, Wien

# 2008 – ein Gedenkjahr von besonderer historischer Dimension

**E**in Gedenkjahr, das uns die Gräueltaten zu Zeiten des NS-Regimes wieder stark präsent werden lässt und uns an die mehr als 80.000 österreichischen Opfer des Nationalsozialismus erinnert. Ein Gedenkjahr, das uns aber auch mahnt, Acht zu geben, damit sich der Schrecken der Geschichte nicht wiederholt.

Eine besonders wertvolle Mahnfunktion übt seit 20 Jahren das Institut für jüdische Geschichte Österreichs aus. Seit 1988 widmet man sich akribisch der Erforschung jüdischer Geschichte und setzt diese in einen Kontext mit der nichtjüdischen Umwelt. Dabei wird die Erinnerung an die historischen Anfänge der jüdischen Geschichte über die Verfolgung der Juden bis weit hinein in die Gegenwart aufrecht und lebendig gehalten und es werden neue Impulse – speziell auch für junge Menschen – gegeben.



Vor allem aber werden die Rahmenbedingungen für wissenschaftliche Arbeit auf höchstem Niveau geschaffen. Kein Zufall also, dass ich selbst im Jahr 2006 Frau Dr. Brugger den Wissenschaftspreis des Landes NÖ überreichen durfte und auch im vergangenen Jahr mit Frau Dr. Staudinger eine weitere Mitarbeiterin des Instituts ausgezeichnet wurde. Denn das Institut nimmt einen festen Platz in der Forschungslandschaft Niederösterreichs ein und sorgt für immer neue, richtungsweisende Impulse.

Hier wird es ermöglicht eine Brücke zu schlagen zwischen dem, was geschehen ist und sich nicht wiederholen darf, und dem, was kommt und kommen wird. Fern von anti- und philosemitischen Vorurteilen und weit weg von Fehlinformationen, Hetze und Hass.

Mir ist es daher ein großes Anliegen, dem Institut für jüdische Geschichte Österreichs und der Institutsdirektorin Dr. Martha Keil, stellvertretend für alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, ein ganz herzliches Dankeschön auszusprechen. Ein Dankeschön für Ihre Arbeit im Dienste der Wissenschaft, aber auch im Dienste der Menschen und der Zukunft unseres Landes.

Anlässlich Ihres 20-jährigen Jubiläums möchte ich Sie alle aber auch motivieren, weiterhin mit so großem – vielfach über das rein Berufliche hinaus – Engagement und Einsatz weiterzuarbeiten.

Landesrat Mag. Wolfgang Sobotka

# 20 Jahre Institut für jüdische

Martha Keil



Wenn ein Forschungsinstitut von relativ geringer Größe – mit durchschnittlich fünf bis acht Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern – in den 19 Jahren seines Bestehens 13 Monographien, darunter die umfangreiche »Geschichte der Juden in Österreich«,<sup>1</sup> 12 Herausgeberschaften, fünf Bände »Spuren in der Zeit« mit jüdischen Lebenserinnerungen, sechs Hefte »Augenzeugen berichten« und 9 Hefte der Institutszeitschrift »Juden in Mitteleuropa« sowie ca. 130 Fachartikel produziert hat, bedeutet dies nicht nur Tausende Seiten bedruckten Papiers, sondern vor allem auch eine Vielfalt interessanter Themen und intensive Forschungstätigkeit. Die Anzahl der benutzten christlichen und jüdischen Quellen umfasst sicherlich mehrere tausend, und es ist ein besonders spannender Aspekt unserer Arbeit, dass wir viele von ihnen entweder überhaupt erstmals aus den Archiven hoben oder sie zumindest nach langer

Zeit erstmals wieder heranzogen. So interessant jedes einzelne Dokument für sich sein mag, wird es doch erst im Kontext aussagekräftig: eingebettet in die Ereignisse und Bedingtheiten der allgemeinen Geschichte, im Vergleich mit anderen zeitgenössischen Quellen, in einem größeren, transnationalen Zusammenhang und nach zielführend erscheinenden Methoden befragt. Selbstverständlich müssen bei einer »jüdischen Geschichte Österreichs« auch die jeweiligen Grenzen in Betracht gezogen werden: Der Blick muss über das kleine Gebiet der heutigen Republik gerichtet sein und die Quellen und Forschungen der Nachbarn miteinbeziehen. Hier bietet sich ein ergiebiger Raum für Kooperationen, wie er seit der Institutsgründung mit Kolleginnen und Kollegen aus Deutschland, Ungarn, der Tschechischen Republik, der Slowakei und neuerdings auch der Ukraine auf fruchtbarste Weise besteht. Zeitlich umspannen

# Zeitreisen

## Geschichte Österreichs



Linke Seite: Die ehemalige Synagoge St. Pölten vor der Renovierung, Außenansicht © Stadtarchiv St. Pölten; Innenansicht © injoest, Foto: Johann Marsam, Wilhelmsburg  
 Die ehemalige Synagoge St. Pölten nach der Renovierung, Außen- und Innenansicht © injoest, Foto: Höfinger, Herzogenburg

unsere Forschungsprojekte das Mittelalter bis zur Gegenwart, was die Kontinuitäten und Brüche, Neuanfänge, aber auch manche unheilbare Vernichtung sichtbar macht. Dass alle diese Themen, von Wirtschafts- bis Rechtsgeschichte, von Religions- bis Kulturgeschichte, von Frauengeschichte bis Gender Studies, mit konkreten Menschen zu tun haben, welche mit den konkreten Erfordernissen ihrer Zeit mehr oder weniger gestaltend oder erdulnd zurecht kommen mussten, macht Ge-

schaftsforschung so unmittelbar und für die Gegenwart nützlich. Dies gilt für Geschichte allgemein, aber im Besonderen auch für die Geschichte der Jüdinnen und Juden in Österreich: Als Minderheit waren sie als Erste von seismographischen Veränderungen betroffen, waren Spielball der Mächtigen, an denen sich gesellschaftliche Umwälzungen bereits im frühen Stadium auswirkten. An ihrer Geschichte lassen sich symptomatische Entwicklungen aufzeigen und Zusammenhänge

verständlich machen. An ihnen wurde schließlich das größte menschliche Verbrechen der Geschichte begangen, an dem noch die Nachkommen der nunmehr vierten Generation zu tragen haben. Ein Institut für jüdische Geschichte muss sich nicht in erster Linie Antisemitismus und Holocaust widmen, doch ist vergangene und gegenwärtige jüdische Existenz damit essentiell verwoben und muss vor dieser dunklen Folie wahrgenommen werden. Besonders deutlich wird dies bei der Erforschung von Selbstzeugnissen wie Lebenserinnerungen, Briefen und Interviews, auf die sich einige unserer Forschungsprojekte zentral stützen.

### Ferne Zeiten, aktuelle Erkenntnisse

Auch wenn kürzlich in den römischen Grabanlagen bei Halbturn im Burgenland ein jüdisches Amulett in griechischer Sprache ausgegraben wurde, das sofort eifrig als frühestes Zeugnis jüdischer Existenz in Österreich erhalten musste: Eine gesicherte jüdische Ansiedlung auf heutigem Bundesgebiet ist erst Ende des 12. Jahrhunderts nachzuweisen. Kurz darauf beginnen »die Quellen zu fließen«, und ihrer Zugänglichmachung ist das älteste, von Gründungsdirektor Klaus Lohrmann und dem Klagenfurter Mediävisten Markus Wenninger initiierte Institutprojekt, die Edition der österreichischen Judenurkunden von den Anfängen bis zu den spätmittelalterlichen Vertreibungen 1420/21 bzw. 1496/97 gewidmet. Der erste Regestenband, bis 1338, ist 2004 nach jahrelangen, vom FWF finanzierten Vorarbeiten von Eveline Brugger und



Birgit Wiedl erschienen,<sup>2</sup> der zweite befindet sich in Vorbereitung. Über ihr »langwieriges und entsagungsvolles Unterfangen« mit seinen vielen Fallen und Tücken geben die beiden Autorinnen in ihren Beiträgen Auskunft.

Innerjüdische, mehrheitlich hebräische Quellen mit den linguistischen Eigenheiten ihrer Entstehungszeit müssen naturgemäß zuerst übersetzt werden. Für die Er-



Von rechts nach links: LH-Stellvertreterin a.D. Heidemaria Onodi, der St. Pöltner Bürgermeister a.D. Willi Gruber, Landesrat Mag. Wolfgang Sobotka, Institutsdirektor a.D. Dr. Klaus Lohrmann und Amtsdirektor a.D. Avshalom Hodik vor der renovierten Zeremonienhalle am jüdischen Friedhof St. Pölten (8.11.2000)  
© injoest, Foto: Boltz, NÖ Landespressedienst



*Dr. Martha Keil, Direktorin des Instituts, bei der Tagung »Tres Culturas. Die drei Kulturen Europas zwischen Mittelalter und Neuzeit« im Juni 2005 an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien © injoest*

*Martha Keil, Wolfgang Gasser und P. Gottfried Glaßner stellen die Projekte »Hebräische Handschriften und Fragmente in österreichischen Bibliotheken« sowie »1848 – Erlebte Revolution. Das Tagebuch eines Wiener Juden« in der Philosophisch-Theologischen Hochschule der Diözese St. Pölten im Jänner 2008 vor. © injoest*

forschung der Religions- und Kulturgeschichte, der Gestaltung des Lebens- und Jahreszyklus mit seinen Riten und Bräuchen (Minhagim) sowie für das Alltagsleben der jüdischen Gemeinden sind diese Quellen unabdingbar und ihre Erfassung ein Forschungsdesiderat. Hier knüpfen unsere Arbeiten an diejenigen der jüdischen Gelehrten, meist Rabbiner und Historiker in Personalunion, der Vor- und Zwischenkriegszeit an, welche durch die Shoah ein jähes Ende fanden. Es dauerte Jahrzehnte, bis, von Historikern aus Israel initiiert, diese Forschungstätigkeit auch auf dem Gebiet des damaligen Aschkenas wieder aufgenommen werden konnte.

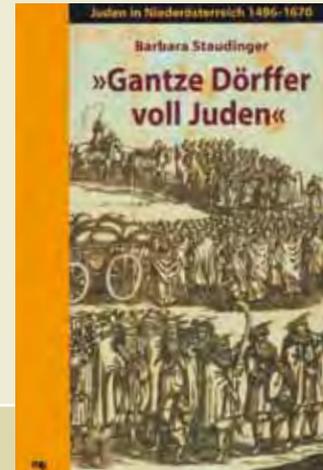
### **Max Grunwald und die Frühe Neuzeit**

Ein Wiener Vertreter dieser Historikergeneration, der eine Ausbildung zum Rabbiner mit einem Geschichtsstudium vereinte, war Max Meir Grunwald (1871–1953). Über sein Leben, seine Werke und die Impulse, die er der Geschichtsforschung, der jüdischen Volkskunde und den Fragen nach jüdischen Identitäten zur Jahrhundertwende zwischen Tradition und Akkulturation gab, arbeitet unsere Mitarbeiterin Barbara Staudinger. Dieses biographisch orientierte Projekt, das auch die Herausgabe von Grunwalds Lebenserinnerungen einschließt, hat eine Schnittstelle mit einem mehrjährigen,

vom FWF geförderten Projekt, das zwischen 1998 und 2003 in Kooperation mit deutschen und tschechischen Forschungen lief: die Geschichte der Jüdinnen und Juden Österreichs in der Frühen Neuzeit. Hier leisteten Sabine Hödl, Barbara Staudinger, Peter Rauscher und weitere Mitarbeiter/innen Pionierarbeit, denn seit dem Zweiten Weltkrieg war zu diesem Thema nicht mehr geforscht worden. Die in die Hunderte gehenden benützten Quellen wurden und werden noch immer in eine umfangreiche historische Datenbank aufgenommen, zahlreiche Publikationen konnten der Öffentlichkeit dieses bislang kaum bekannte Forschungsfeld erschließen. Dass es in Niederösterreich zwischen ca. 1600 und der Vertreibung von 1669/70 Dutzende Landgemeinden gab – »gantze Dörffer voll Juden«,<sup>3</sup> wie ein Zeitgenosse es treffend beschrieb, war bis dahin ein völlig vergessener Inhalt der österreichischen Geschichte. »Landjudentum« verband man allenfalls mit den kleinen traditionellen Gemeinden im Burgenland, die bis 1938 bestanden. Dass es auch in Niederösterreich eine solche Lebensform gab – die größte war im Weinort Langenlois angesiedelt –, war bis dahin völlig unbekannt.<sup>4</sup> Die Ergebnisse dieses langjährigen Projekts fließen auch fünf Jahre nach seinem Abschluss noch in Publikationen ein und finden in Vorträgen und Lehrveranstaltungen an der Universität Wien ihre Vermittlung.



Dr. Barbara Staudinger erhielt am 9. November 2007 in der Donau-Universität Krems für ihr Buch »Gantze Dörffer voll Juden« den Wissenschaftspreis des Landes Niederösterreich, überreicht durch Herrn Landeshauptmann Dr. Erwin Pröll. © Foto: Donau-Universität Krems/Andrea Müller



## Der jüdische Friedhof Währing und die Revolution 1848

Ein ebenfalls langjähriges, vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung gefördertes Projekt, das ein derzeit aktuell durchgeführtes auf vielfache Weise berührt, war die biographische Erfassung der auf dem jüdischen Friedhof in Wien-Währing begrabenen Jüdinnen und Juden. Ihre Namen und Eckdaten sind auf der website der Israelitischen Kultusgemeinde Wien ([http://www.ikg-wien.at/static/unter/html/re\\_index.htm](http://www.ikg-wien.at/static/unter/html/re_index.htm)) abrufbar, die Datenbank des Instituts enthält auf Anfrage weitere Informationen. Dieser wohl schönste und bedeutendste jüdische Friedhof Wiens, zwischen 1784 und 1880 belegt, macht immer wieder wegen seines beklagenswerten Zustandes negative Schlagzeilen. Neben meinen und den Führungen der früheren Projektmitarbeiter/innen Tina Walzer, Wolfgang Gasser und Wolf-Erich Eckstein rüttelten vor allem Pressemeldungen und Publikationen<sup>5</sup> die Öffentlichkeit und auch manche Politiker auf. Es ist zu hoffen, dass sich, nach einigen Willenskundgebungen von politischer Seite, die Renovierung dieses Kulturkleinods in absehbarer Zeit realisieren lässt.

Lebenszeugnis einer Person mit Bezug zum Friedhof ist das sensationelle jüdisch-deutsche Tagebuch des Journalisten und Gelehrten Benjamin Bernhard Kewall, der die Revolutionsereignisse in Wien von 1848–1850

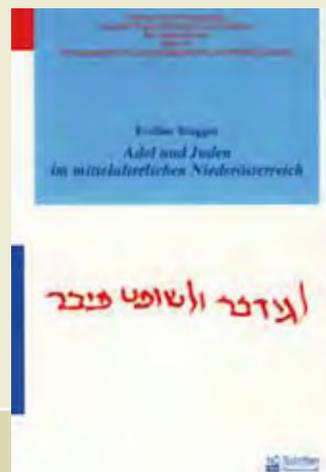
und viele andere Schauplätze des gesellschaftlichen Lebens in bunten Farben beschreibt. Wolfgang Gasser gibt in seinem Beitrag einen Einblick in die beinahe unglaublichen Zufälle, die zum Auffinden der Quelle und zur Identifizierung des Autors geführt haben. Die Edition erscheint im Oktober 2008, der Originaltext wird im Internet zugänglich sein.

## Lebenserinnerungen und Frauen

Selbstzeugnisse sind ungeheuer wichtige und komplexe Geschichtsquellen, vorausgesetzt, man hat nicht die Illusion einer »objektiven« Wahrheit und wertet sie mit historisch redlichen Methoden aus. Memoiren zu verfassen ist ein modernes Phänomen, und oft bedarf es eines schweren Einschnitts, der den Anstoß zu einer solchen Rückschau gibt. Nicht überraschend verfassten viele Juden und Jüdinnen gegen Ende ihres Lebens Aufzeichnungen ihres Überlebens der Shoah. Motivation ist fast immer, den Nachkommen ein Zeugnis der Vergangenheit zu übermitteln, das die Erinnerung an vernichtete und verlorene Landschaften, Kulturkreise und vor allem Menschen wach halten soll. Mehrere Institutionen sammeln und archivieren weltweit schriftliche und mündliche Lebenserinnerungen. Auch das Institut bewahrt mehr als zweihundert Dokumente, die von wenigen Seiten bis zum Buchumfang reichen können. Sie werden von Eleonore Lappin für sozialgeschichtliche



Am 10. November 2006 erhielt Dr. Eveline Brugger für ihr Buch »Adel und Juden in Niederösterreich« den Wissenschaftspreis des Landes Niederösterreich, überreicht durch Herrn Landesrat Mag. Wolfgang Sobotka. © NÖ Pressedienst. Foto: Nl. K Reinberger



Themen ausgewertet, so auch für »Liebesgeschichten und Heiratssachen« in diesem Heft. Durch ihre Vielfalt an Milieus und Persönlichkeiten können die Lebenserinnerungen buchstäblich für jede Frage Aspekte liefern. Ein hoher Prozentsatz der Texte wurde von Frauen verfasst, womit sich vergleichende Fragen zur weiblichen und männlichen jüdischen Existenz im Zwischen- und Nachkriegseuropa stellen lassen. Da die meisten Verfasser/innen familiär aus Ländern der ehemaligen Habsburgermonarchie stammten, in Wien geboren wurden und dann in allen Erdteilen Zuflucht fanden, lassen sich aus den Lebenserinnerungen auch Strategien der Migration, Anpassung an neue Gegebenheiten und Identitätsfindung, gerade auch der Frauen, herauslesen.

Mit ähnlichen Fragen, dem Ergreifen von Chancen in Krisenzeiten und dem Erfüllen gesellschaftlicher Aufgaben, die der landläufigen Geschlechterrolle widersprachen, beschäftigte sich auch mein Projekt zu jüdischen Geschäftsfrauen im Spätmittelalter, das im Rahmen eines Habilitationsstipendiums des FWF durchgeführt wurde. Überraschendstes Ergebnis war wohl, dass Frauen entgegen aller vorgegebenen Machtstrukturen leitende Gemeindefunktionen übernehmen konnten, wenn sie mit ihrer Geschäftstätigkeit der Gemeinde hohe Steuereinnahmen brachten. Auch in Zeiten von – freiwilliger oder erzwungener – Abwesenheit der Männer ergriffen Frauen Chancen und erfüllten Aufgaben, die ihnen in der herkömmlichen Genderzuschreibung nicht zustanden.

## Stadt und Land

Wirtschaftlich aktive und gebildete Frauen scheinen zu allen Zeiten ein Phänomen der Stadt zu sein – Ausnahmen bestätigen die Regel – und auch jüdische Gemeinden waren in den meisten Epochen im städtischen Raum zu Hause. Daher standen von Institutsgründung an österreichische Städte im Mittelpunkt der Forschungen, an erster Stelle natürlich Wien mit seiner bedeutenden mittelalterlichen Gemeinde, der neuzeitlichen Judenstadt und einer Siedlungskontinuität bis heute, allerdings durch die Shoah von 180.000 auf ca. 6.200 jüdische Bewohner/innen dezimiert. Die Quellenfülle zu diesen Jahrhunderten jüdischer Stadtgeschichte ist derart groß, dass bis jetzt der langfristige Plan nach einer fortlaufenden Stadtgeschichtsreihe noch nicht erfüllt werden konnte. Ausständig und geplant sind die Bände zur Frühen Neuzeit, zum 18. und 19. Jahrhundert und zur Zwischenkriegszeit.

Ähnlich verhält es sich mit dem bedeutenden jüdischen Lebensraum Niederösterreich, auch hier ist erst zur Frühen Neuzeit und, von unserem Mitarbeiter Christoph Lind, zum 20. Jahrhundert intensiv publiziert worden.<sup>6</sup> In seinem derzeitigen, vom FWF finanzierten Projekt, erforscht er die Epoche der jüdischen Gemeindegründungen ab 1850 und der rechtlichen Konsolidierung, bis der »Anschluss« diese Errungenschaften zunichte machte. Lind verfasste auch eine um-



Dr. Eleonore Lappin, Herausgeberin der »Spuren in der Zeit« © Hernando Osorio  
Unten: Dr. Christoph Lind anlässlich der Buchpräsentation von »Der letzte Jude hat den Tempel verlassen« in der ehemaligen Synagoge St. Pölten im November 2004 © injoest

Bewusstsein, den Einsatz ungarisch-jüdischer Zwangsarbeiter/innen auf österreichischem Bundesgebiet und die an ihnen begangenen Verbrechen. Die intensive Forschungstätigkeit von Eleonore Lappin hat zu einem allgemeinen Aufmerksamwerden auf diese Tatbestände geführt. Dabei kamen völlig unbekannte, im wahrsten Sinne des Wortes »versunkene« Fakten zu Tage, wie die Existenz eines Lagers für ungarisch-jüdische Zwangsarbeiter/innen in der Viehofener Au bei St. Pölten, im heutigen Naherholungsgebiet Ratzersdorfer Seen. Für Niederösterreich ist der Themenkomplex nun gut dokumentiert,<sup>9</sup> eine Gesamtdarstellung für die Bundesländer Steiermark, Wien, Burgenland und Oberösterreich erscheint im Frühjahr 2009. Gefördert wurden diese Forschungen vom Nationalfonds für Opfer des Nationalsozialismus und vom Zukunftsfonds der Republik

fassende Darstellung der Kultusgemeinde St. Pölten, die sowohl städtische als auch ländliche Teile hatte. Seine Forschungen ermöglichten 1998, 60 Jahre nach dem »Anschluss«, eine Ausstellung zur vernichteten Gemeinde, zu deren Eröffnung etwa 80 aus St. Pölten vertriebene Juden und Jüdinnen mit ihren Familien eingeladen waren. Ihr für viele erstmaliges Wiedersehen seit dem Kriegsende war für alle Beteiligten unvergesslich.

An anderen Institutionen geleistete Arbeiten zu jüdischen Aspekten decken vor allem die Zeit des Nationalsozialismus ab. Auch an unserem Institut fanden die vielfach verdrängten Themen dieser Epoche von Anfang an intensive Bearbeitung. 1989 begann unsere Reihe »Augenzeugen berichten«,<sup>7</sup> die später von der Reihe veröffentlichter Lebenserinnerungen »Spuren in der Zeit«,<sup>8</sup> herausgegeben von Eleonore Lappin in Zusammenarbeit mit unserem früheren Mitarbeiter, dem Salzburger Historiker Albert Lichtblau, abgelöst wurde. Bereits der erste Augenzeugenbericht, »Iwan, hau die Juden« von Benedikt Friedman, brachte einen schwarzen Fleck österreichischer Tätergeschichte ins





Dem Institut ist die Instandhaltung des Jüdischen Friedhofs St. Pölten wie auch die Renovierung der Zeremonienhalle ein Anliegen. Schüler der HTBLuVA St. Pölten übernehmen im Rahmen des Institutsprojekts »Lernwerkstatt« die Pflege des Friedhofs. © injoest

Österreich. Das Land Niederösterreich unterstützte dieses Projekt wie auch viele andere landesgeschichtliche Arbeiten, die seit der Institutsgründung durchgeführt wurden.

## Vermittlung

Zur Kommunizierung unserer Forschungsergebnisse bedienen wir uns der üblichen Schienen von Publikationen, Vorträgen, Lehrtätigkeit an der Universität und in der Erwachsenenbildung sowie unserer jährlichen, heuer bereits 18. Sommerakademie. Das Internet bietet, bei allen Vorbehalten, auch unseren Arbeiten großartige Chancen der Verbreitung; wir streben eine möglichst große Verfügbarkeit von Quellen und Publikationen im Internet an, was auch bereits vergriffene Bücher, wie etwa unseren Tagungsband »Hofjuden und Landjuden«,<sup>10</sup> wieder zugänglich macht. Auch das jüdisch-deutsche Original des Tagebuchs von 1848 wird so Forscher/innen weltweit als Quellengrundlage dienen können.

Unser Standort im Kantorhaus der ehemaligen Synagoge St. Pölten lädt uns eine besondere Verantwortung auf. Das Haus, wiewohl wunderschön renoviert, ist doch nur eine Hülle, die ihre eigentliche Bestimmung als Gottes- und Gemeindehaus nicht mehr erfüllen kann. Christoph Lind beschreibt in seinem Beitrag die einstige geistige, kulturelle und repräsentative Funktion dieses prächtigen Raums. Keine noch so innovative Nutzung kann der früheren Bedeutung des Hauses gerecht werden, doch bleibt es ein würdiger Ort des Gedenkens und der Geschichtsvermittlung. Deshalb eröffnen wir am 7. September 2008 die Dauerausstellung »Bei uns war ein wirklich jüdisches Leben. Die Kultusgemeinde St. Pölten und ihre Vernichtung«, welche mit Zitaten, historischen Informationen und vor allem Fotos das Leben und die Auslöschung der St. Pöltener

**erinnern.at**

NATIONALSOZIALISMUS UND HOLOCAUST: GEDÄCHTNIS UND GEGENWART

Ein Vermittlungsprojekt des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur für Lehrende an österreichischen Schulen.

erinnern.at veranstaltet Seminare für Lehrkräfte, entwickelt Unterrichtsmaterialien und wirkt an der Verbesserung von Geschichtsbüchern sowie am Aufbau der Vermittlungsarbeit an der Gedenkstätte Mauthausen mit. Es agiert dabei auf drei Ebenen:

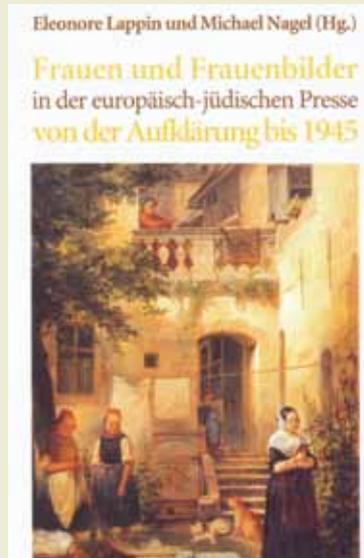
- Lokal/regional arbeiten die Dezentralen Netzwerke in den einzelnen Bundesländern.
- Für die Diskussion auf der nationalen Ebene bilden die Zentralen Seminare sowie die Lehrgänge den Rahmen.
- Bei Seminaren in Israel werden Dimensionen des internationalen Diskurses deutlich.

Ziele sind u.a.

- die Intensivierung und Strukturierung der Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Holocaust im Bildungswesen,
- die Förderung des Transfers von historischem und methodisch-didaktischem Wissen sowie die Reflexion seiner Bedeutung für die Gegenwart,
- der Erwerb von Kenntnissen durch die Lernenden ebenso wie deren ethische Sensibilisierung.

[www.erinnern.at](http://www.erinnern.at)

**bm:uk** Bundesministerium für  
Unterricht, Kunst und Kultur



Kultusgemeinde dokumentieren wird. Führungen und Workshops für die etwa 2000 Besucher/innen pro Jahr, insbesondere Schüler/innen der örtlichen und umliegenden Schulen, ergänzen das Informationsangebot. Außerdem nutzen wir jede Gelegenheit zur Einbeziehung von Schulen in unsere Aktivitäten: Schüler der HTL St. Pölten pflegen den jüdischen Friedhof, Musiker/innen der hiesigen Musikschule und des BRG/BORG gestalten Buchpräsentationen, Eröffnungen und eigene Konzerte. Zwar fehlen die personellen und finanziellen Mittel, um ein geeignetes Kulturprogramm auf die Beine zu stellen, doch kooperieren wir gerne bei Programmen zu jüdischen Inhalten. Die Zukunftsvision ist eine Nutzung der Synagoge als Raum der kreativen künstlerischen Auseinandersetzung mit jüdischer Religion, Geschichte und Gedenken. Ein jährlicher Wettbewerb für Künstler/innen als »artists of residence« wäre ein schöner Anfang – vielleicht lassen sich dafür Sponsoren und Impulsgeber begeistern.

## Rückschau und Ausblick

Ein kleines Institut, das noch dazu in den wenig PR-wirksamen Gebieten der Geistes- und Kulturwissenschaften tätig ist, muss sich spätestens bei jedem Subventionsantrag für öffentliche Mittel die Frage nach der Daseinsberechtigung und der Funktion für die Gesellschaft stellen. Der oft harte Kampf um den kleinen Kuchen der Fördermittel für alles, was nicht für Industrie, Medizin oder allenfalls noch Sozialarbeit anwendbar ist, verstellt hier zuweilen den realistischen Blick auf den eigenen Wert. Selbstverständlich kann sich ein Projekt

zur jüdischen Frau im Mittelalter nicht mit der Gesellschaftsrelevanz etwa eines Impfstoffs gegen Aids messen, doch ist der Vergleich zwischen Äpfeln und Birnen ohnehin meist wenig zielführend. Wie sich die Identität und die Persönlichkeitsentwicklung eines Menschen aus seiner individuellen Geschichte formt, braucht auch ein Kollektiv – wie klein oder groß es sich auch immer definiert – das Wissen um seine Vergangenheit. Jeder Psychologe weiß, dass gerade die verdrängten, abgespaltenen Anteile die für die Erwachsenwerdung wesentlichsten sind. Wenn wir in diesem Bild bleiben wollen, ist gerade die Integration der Geschichte der jüdischen Minderheit für den Reifungsprozess der seit der Nazi-Diktatur noch verhältnismäßig jungen Republik notwendig und hilfreich.

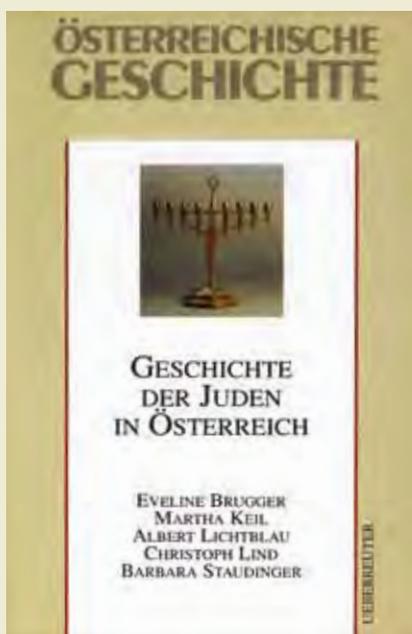
Diese Geschichte besteht jedoch nicht nur aus den Gräueln des NS-Zeit – dies hieße, eine religiös und kulturell überaus aktive Gruppe auf einen Opferstatus zu reduzieren, der niemandem, und schon gar nicht der jüdischen Bevölkerung Österreichs angemessen ist. Unsere Forschungen sollen Quellen ans Tageslicht bringen, historische Entwicklungen begreifbar machen, Menschen aus der Anonymität hervorholen und die lebendige jüdische Geschichte in die gegenwartswirksame österreichische Geschichte einbetten. Dass dies vor dem Hintergrund von beinahe gelungener Vernichtung geschieht, verlangt besondere Bewusstheit und, vor allem bei Forschungen zur Zeit- und Gegenwartsgeschichte, auch besondere Behutsamkeit.

Zwanzig Jahre sind für ein kleines Institut eine relativ lange Zeitspanne, scheinen im Vergleich zu den von uns erforschten Zeiträumen jedoch eher lächerlich kurz.



Allein die mittelfristigen Vorhaben füllen eine ganzseitige Liste: Die jüdische Geschichte Niederösterreichs im Mittelalter und Wiens in der Frühen Neuzeit ist zu schreiben, zum 18. Jahrhundert gibt es überhaupt nur marginale Forschungen, die Gründungsgeschichte der Wiener Kultusgemeinde bedarf der Aufarbeitung, wofür die nach Jerusalem ausgelagerten Archivbestände der Gemeinde heranzuziehen wären. Die Edition von weiteren in die Tausende reichenden jüdischen Urkunden steht an, Hunderte Lebenserinnerungen und Interviews verdienen Auswertung und Publikation, ganz zu schweigen von den hebräischen Quellen, die der Übersetzung

und Integration in die Geschichtsschreibung harren. Das Programm für die nächsten Jahre ist enorm groß, es bräuchte einen ganzen Stab von Mitarbeiter/innen, die Methoden, Quellenkenntnis und historisches wie jüdisches Wissen auf ihr jeweiliges Fachgebiet anwenden. An Ideen und Themen besteht kein Mangel. Es ist zu hoffen, dass die maßgeblichen Stellen von Bund, Ländern und Städten die Erforschung jüdischer Geschichte nicht als »Wiedergutmachung« und Beruhigung allfälligen schlechten Gewissens begreifen, sondern als integrativen Bestandteil der eigenen Vergangenheit und – glücklicherweise auch wieder – Gegenwart.  $\Delta$



Einige Publikationen des Instituts der letzten Jahre: »... sind wir doch in unserer Heimat als Landmensch aufgewachsen« (2002), Jonny Moser – Wallenbergs Laufbursche (2006), Frauen und Frauenbilder (2007), »Der letzte Jude hat den Tempel verlassen« (2004), Langenlois (2004), Regesten zur Geschichte der Juden in Österreich im Mittelalter (2005), Ein Thema – Zwei Perspektiven (2007), Von Baronen und Branntweuern (2007), Geschichte der Juden in Österreich (2006)



Impressionen von der Ausstellungseröffnung »Es gab so nette Leute dort...« in der ehemaligen Synagoge St. Pölten, 26. November 1998 © injoest

Informationen zu unseren Projekten, Publikationen und Veranstaltungen finden Sie unter: [www.injoest.ac.at](http://www.injoest.ac.at)

## Anmerkungen

- 1 Eveline Brugger, Martha Keil, Albert Lichtblau, Christoph Lind, Barbara Staudinger, *Geschichte der Juden in Österreich*. (Reihe Österreichische Geschichte, hrsg. von Herwig Wolfram, Bd. 15) Wien 2006.
- 2 Eveline Brugger, Birgit Wiedl, *Regesten zur Geschichte der Juden im Mittelalter. Band 1: Von den Anfängen bis 1338*. Hrsg. vom Institut für Geschichte der Juden in Österreich. Innsbruck-Wien-Bozen 2005. Aus den Arbeiten ist auch die Publikation von Eveline Brugger, *Adel und Juden in Niederösterreich. Die Beziehungen niederösterreichischer Adelsfamilien zur jüdischen Führungsschicht von den Anfängen bis zur Pulkauer Verfolgung 1338*. (Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde 38, Schriften NÖ Wissenschaft 151) St. Pölten 2004, hervorgegangen.
- 3 Barbara Staudinger, »Gantze Dörffer voll Juden.« *Juden in Niederösterreich 1496–1670*. (Geschichte der Juden in Niederösterreich von den Anfängen bis 1945, Bd. 2, hrsg. vom Institut für Geschichte der Juden in Österreich) Wien 2005.
- 4 Peter Rauscher, *Langenlois – Eine jüdische Landgemeinde in Niederösterreich im Zeitalter des Dreißigjährigen Kriegs*. (Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes 44) Horn-Waidhofen an der Thaya 2004.
- 5 Z.B. Von Baronen und Branntweinem. Ein jüdischer Friedhof erzählt. Hrsg. von Martha Keil, Fotos von Daniel Kaldori. Wien 2007. Dieses Buch vereinigt eine historische Einleitung und eine Auswahl von Lebenserinnerungen von Menschen, die einen biographischen Bezug zum Friedhof haben, mit eindrucksvollen Fotos von Daniel Kaldori, die den zunehmenden Verfall des Friedhofs dokumentieren.
- 6 Christoph Lind, »...es gab so nette Leute dort«. *Die zerstörte jüdische Gemeinde St. Pölten*. (Jüdische Gemeinden, Schriftenreihe des Instituts für Geschichte der Juden in Österreich, Bd. 1, hrsg. von Martha Keil und Eleonore Lappin) St. Pölten 1998; Ders., »...sind wir doch in unserer Heimat als Landmenschen aufgewachsen«. *Der Landsprengel der Israelitischen Kultusgemeinde St. Pölten: Jüdische Schicksale zwischen Wiener Wald und Erlauf*. (Jüdische Gemeinden. Schriftenreihe des Instituts für Geschichte der Juden in Österreich, Bd. 3, hrsg. von Martha Keil) St. Pölten 2002; Ders., »Der letzte Jude hat den Tempel verlassen«. *Juden in Niederösterreich 1938–1945*. (Geschichte der Juden in Niederösterreich von den Anfängen bis 1945, Bd. 4, hrsg. vom Institut für Geschichte der Juden in Österreich) Wien 2004.
- 7 Siehe alle Titel unter [http://www.injoest.ac.at/publikationen/augenzeugen\\_berichten/](http://www.injoest.ac.at/publikationen/augenzeugen_berichten/)
- 8 Siehe alle Titel unter [http://www.injoest.ac.at/publikationen/spuren\\_zeit/](http://www.injoest.ac.at/publikationen/spuren_zeit/)
- 9 Eleonore Lappin, Susanne Uslu-Pauer, Manfred Wieninger, *Ungarisch-jüdische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Niederösterreich 1944/45*. (Studien und Forschungen aus dem niederösterreichischen Institut für Landeskunde Bd. 45, hrsg. von Willibald Rosner und Reinele Motz-Linhart), St. Pölten 2006.
- 10 Sabine Hödl, Peter Rauscher, Barbara Staudinger, *Hofjuden und Landjuden. Jüdisches Leben in der Frühneuzeit*. Berlin-Wien 2004. Da das Buch bereits vergriffen ist, sind die einzelnen Beiträge per Download unter [http://www.injoest.ac.at/publikationen/studien-\\_und\\_tagungsbaende/index.php?ID=212#A212](http://www.injoest.ac.at/publikationen/studien-_und_tagungsbaende/index.php?ID=212#A212) zu erhalten.

JUDEN IN MITTELEUROPA 2008

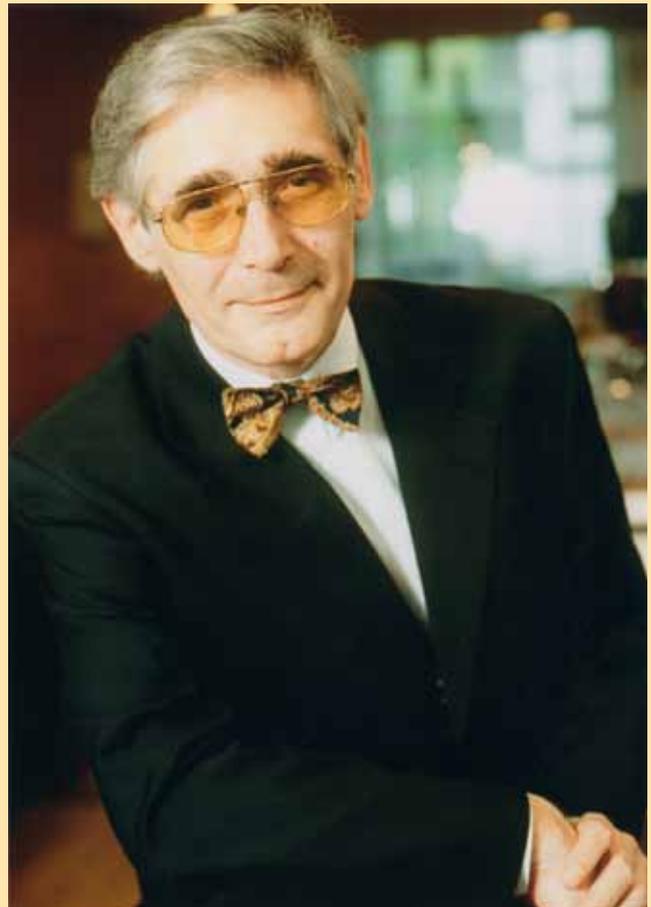
Seite 18 bis 38

# Erinnerungen zur Vorgeschichte

Als Martha Keil und ich am 2. Jänner 1988 unsere Arbeit für das Institut für Geschichte der Juden in Österreich aufnahmen, ging diesem Tag eine etwa zwei Jahre dauernde Gründungszeit voraus. Obwohl damals die meisten Initiativen von meiner Seite ausgingen und die Vorgänge, die zur Verwirklichung des Gründungsprojekts führten, ziemlich klar sind, kann ich über manche Abläufe und ihre Hintergründe nur Mutmaßungen anstellen.

Als ich im Frühjahr 1982 die Arbeiten für die Ausstellung »1000 Jahre österreichisches Judentum« des österreichisch-jüdischen Museums in Eisenstadt abgeschlossen hatte, entstand aus den Erfahrungen, die ich bei der Vorbereitung der Ausstellung gesammelt hatte, und in Gesprächen mit meinem Kollegen Markus Weninger von der Universität Klagenfurt die Idee, eingehende Forschungen zur Geschichte der Juden eventuell im Rahmen eines eigenen Instituts zu betreiben. Wir waren beide auch an der Sammlung von Urkunden für das bedeutende Unternehmen *Germania Judaica III* beteiligt und stellten dabei fest, dass die Bearbeitung der Urkunden der Zeit vor 1350 lückenhaft war und auch bei der Erfassung der Dokumente für den Zeitraum 1350–1500 gründlich nachrecherchiert werden musste. Solche langfristigen Forschungen schienen mir besser in einem Institut als im Rahmen von Forschungsaufträgen organisierbar zu sein. Sachlich war zwingend zu argumentieren, dass außerhalb der Zeitgeschichte auf dem Gebiet der Geschichte der Juden große Forschungs- und Wissenslücken bestanden.

Die Verwirklichung dieser Ideen war allerdings auch an Zufälle und den Fluss politischer Ereignisse gebunden. 1986 diskutierte ich mit Gottfried Stangler von der Kulturabteilung des Landes Niederösterreich über eine Ausstellung zur Geschichte der Juden in Niederösterreich und er wies mich auf die eben renovierte Synagoge in St. Pölten als Ausstellungsort hin. Als ich daraufhin Gespräche mit dem damaligen Leiter des Kulturamts in St. Pölten, Karl Gutkas, aufnahm, zeigte dieser weitergehende, auf strukturelle Organisation zielende Interessen:



Univ. Doz. Dr. Klaus Lohrmann, Direktor des Instituts für Geschichte der Juden in Österreich 1988–2004 © injoest

Rechts: Detailaufnahmen der ehemaligen Synagoge St. Pölten vor der Renovierung © Johann Marsam, Wilhelmsburg

Das für die Renovierung verantwortliche Kuratorium wollte seine Tätigkeit beenden und die Stadt suchte für die weitere Betreuung des Hauses einen Nachfolger. Ich sah die Verbindung zwischen dem zur Verfügung stehenden Gebäude und einem Forschungsinstitut sofort. Gutkas machte sich in den folgenden Wochen meine Überlegungen zu Eigen und stellte den Kontakt zu Avshalom Hodik, damals Amtsdirektor der IKG Wien her, der sich, selbst promovierter Historiker, für den Gedanken einer Institutsgründung rasch erwärmte.

# der Gründung des Instituts

Klaus Lohrmann

Da ich damals als Archivar in den Diensten der Stadt Wien stand, lag der Gedanke nahe, die Organisation der Angelegenheit von dort aus zu betreiben. Mein Vorgesetzter und Direktor des Wiener Stadt- und Landesarchivs, Felix Czeike, dachte daran, dass ich die geplanten Aufgaben in St. Pölten von meiner Archivstellung her wahrnehmen könnte. Obwohl der engste Mitarbeiter des Wiener Bürgermeisters, Kurt Scholz, diese Überlegungen wohlwollend unterstützte, waren Helmut Zilk und vor allem der Finanzstadtrat von der Sinnhaftigkeit dieser Konstruktion nicht zu überzeugen.

Inzwischen geriet Österreich in die heftigen Auseinandersetzungen um die Vergangenheit des Präsidentschaftskandidaten Kurt Waldheim und damit

auch außenpolitisch unter Druck. Erste Gespräche mit dem Wissenschaftsministerium, die ich zusammen mit Amtsdirektor Hodik führte, verliefen ohne Ergebnis, so dass sich allmählich die Idee herauskristallisierte, als Rechtsträger des Instituts einen Verein zu gründen, der von verschiedenen öffentlichen und privaten Stellen Subventionen und Förderungen empfangen könnte. Der erste Erfolg war erreicht, als sich der niederösterreichische Landeshauptmann Siegfried Ludwig und der Bürgermeister von St. Pölten, Willi Gruber, zu einer jährlichen Förderung entschlossen. Zugleich entstand eine Gruppe von Persönlichkeiten, die dem Gründungsvorgang sehr positiv gegenüberstanden. Der damalige Präsident der Österreichisch-Israelischen Gesellschaft





*Am 5. 7. 1998 erhielt Erhard Busek im Rahmen der Eröffnung der 8. Sommerakademie als Anerkennung für seine Verdienste um die Gründung des Instituts die Leopold Moses-Medaille © injoest*

Walter Schwimmer brachte die Sache in der Politik voran, der Generalsekretär der Aktion gegen den Antisemitismus Ulrich Trinks führte förderliche Gespräche, und schließlich kam es zu einem Termin mit dem damaligen Wiener Vizebürgermeister Erhard Busek, der nach einem gründlichen Gespräch die gesamte Dimension des Plans zu würdigen wusste.

Bewegung kam in die Angelegenheit, als nach der Wahl Kurt Waldheims zum Bundespräsidenten und nach vorgezogenen Nationalratswahlen Hans Tuppy Wissenschaftsminister wurde. Ich habe den Eindruck, dass damals bereits Erhard Busek der entscheidende Wissenschaftspolitiker war, denn Tuppys Kabinettschef war ein enger Vertrauter Buseks: Emil Brix. Von dort gingen nun die wichtigsten Anstöße aus. Der Posten für die Leitung des neuen Instituts sollte am Institut für österreichische Geschichtsforschung geschaffen werden. Herwig Wolfram, damals dessen Direktor, ebnete der Umsetzung dieser prinzipiellen Idee die Wege.

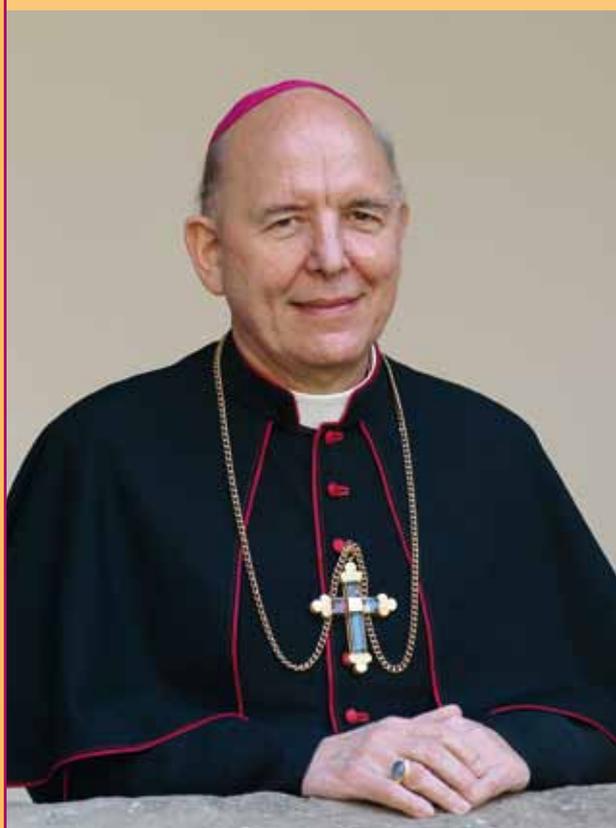
Dieser Schritt befreite das Unternehmen von einer großen finanziellen Last. Die Aufbringung von Subventionen über den Verein bot zwar eine Chance zur weiteren Finanzierung des Instituts, es blieb aber doch offen, wie erfolgreich ich dabei sein würde. Zugleich stieß auch der damalige Sektionschef im Wissenschaftsministerium, Hans Marte, der sich später bereit erklärte, die Präsidentschaft im Trägerverein zu übernehmen, zum inneren Kreis der Betreiber des Projekts. Dies war auch deswegen möglich, da Subventionsansuchen an

das Ministerium nicht seine Sektion betrafen. Diese Konstruktion erwies sich in den folgenden Jahren für das Institut als sehr erfolgreich, denn das Wissenschaftsministerium bewertete die Forschungsleistungen sehr positiv und trachtete, die Mittel zu erhöhen.

Letzten Ausschlag, um das Wagnis der Gründung und des konkreten Arbeitsbeginns einzugehen, gab ein Kontakt mit Hannes Androsch, damals Generaldirektor der Creditanstalt und Präsident des Fachverbandes für Banken und Bankiers, der eine halbe Million Schilling als Gründungsspende zur Verfügung stellte. Darüber hinaus war er an der Tätigkeit des Instituts interessiert, unterstützte weitere Förderungen und wurde schließlich Präsident der Freundschaftsgesellschaft des Instituts. Nachdem sich noch weitere Spender, wie etwa der Fürst von Liechtenstein und die Energieverwertung Niederösterreich, gefunden hatten, war zunächst einmal genug Geld vorhanden, um unser Schiff in See stechen zu lassen. Dem gesamten Gründungsvorgang des Instituts lag jedoch in erster Linie eine neue wissenschaftspolitische Situation zugrunde: In Folge der Waldheim-Debatte wurde zunehmend die Rolle Österreichs als Täternation der Shoah diskutiert. Die scharfen kontroversen Diskurse und deren kritischer Reflex fanden auch im Ausland ein gewaltiges Echo. Die Gründung eines Instituts zur Erforschung der jüdischen Geschichte Österreichs schien wohl ein angemessener Beitrag, politisches Umdenken zu demonstrieren. △



*Bundesminister Martin Bartenstein, Vereinspräsident Johann Marte, Institutsdirektor a.D. Klaus Lohrmann, Philo-Verlagschef Axel Rütters, Dr. Martha Keil und Dr. Sabine Hödl bei der Präsentation des Tagungsbandes »Die Jüdische Familie in Geschichte und Gegenwart« im Mai 1999 © injoest*



### **Dr. Klaus Küng** **Diözesanbischof von St. Pölten**

Grüß Gott!

Mit großem Interesse verfolge ich die wissenschaftliche Arbeit des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs. Ich halte es für notwendig und wichtig, die Vergangenheit mit allem, was sie in sich birgt, in den Blick zu nehmen. Manches an der Geschichte, der Sie sich widmen, ist unfassbar. Ehrlich gesagt, ich konnte und kann es nicht verstehen: Wie konnte das geschehen? Es kann nicht rückgängig gemacht werden. Es gibt aber auch viel Schönes und Kostbares in Vergangenheit und Gegenwart.

Ich wünsche Ihnen und uns allen, dass durch Ihre Arbeit das Verständnis für einander wächst, nicht Hass, sondern Liebe sich verbreitet und jene Haltungen bestärkt werden, die dazu führen, dass wir alle in Hinkunft alles tun, um Unheil zu vermeiden.

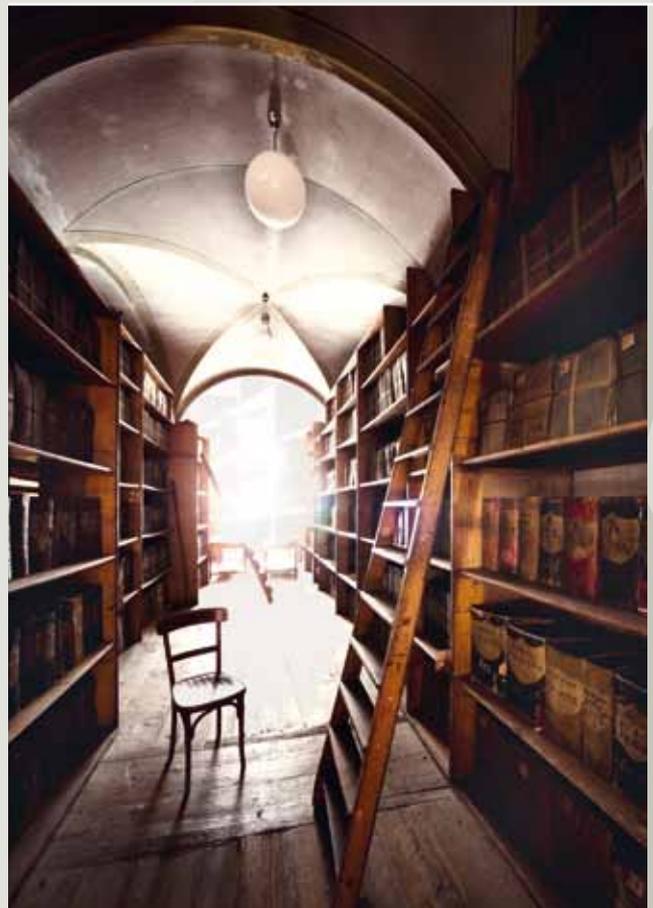
Klaus Küng e.h.  
St. Pölten, am 4. Februar 2008

# »...ein langwieriges und Regesten zur Geschichte der Juden in Österreich.

*Das Hofkammerarchiv  
Wien © ÖStA Wien*

**D**as Handwörterbuch zur Deutschen Rechtsgeschichte definiert Regesten als »chronologisch geordnete Verzeichnisse von Urkunden unter Angabe des Ausstellungsdatums und -ortes, des Ausstellers und des Adressaten [...], stets auch der Fundstelle, sei es im bisherigen Schrifttum oder ungedruckt in einem Archiv« und fügt die ominöse Warnung hinzu: »Regesten sind ein langwieriges und entsagungsvolles Unterfangen«. <sup>1</sup> Die Gültigkeit dieser Aussage für das Projekt »Regesten zur Geschichte der Juden in Österreich« kann nach zwei Jahrzehnten des Urkundensammelns und -bearbeitens kaum noch in Zweifel gezogen werden.

Regestensammlungen, die die Masse erhaltener mittelalterlicher Urkunden zugänglich und ohne große Mühe benutzbar machen sollen, gehören seit zwei Jahrhunderten zum fixen Repertoire historischer Grundlagenforschung. Die Auswahl der in die Sammlung aufzunehmenden Urkunden kann dabei nach verschiedensten Kriterien erfolgen: Man sammelt die Urkunden eines bestimmten Herrschaftsgebiets, eines bestimmten Ausstellers, oder man macht den Urkundenbestand eines Archivs in dieser Form zugänglich. Gerade für das Spätmittelalter, in dem der Grad der Verschriftlichung stark zunimmt und die Zahl der überlieferten Urkunden daher ins Unüberschaubare anwächst, werden aus rein praktischen Gründen häufig noch engere Eingrenzungen gewählt. Grundsätzlich gilt, dass zusammenhängende Bestände die Regestenarbeit enorm erleichtern, da man sich zumindest das äußerst zeitraubende Zusammentragen des Materials erspart, ehe man überhaupt mit dessen Bearbeitung beginnen kann. Sucht man allerdings nach einem durch den Inhalt der Ur-



kunde definierten Kriterium, und das womöglich noch in einem geographischen Raum, der in der fraglichen Zeit keine politische Einheit darstellte, wird die Sache kompliziert.

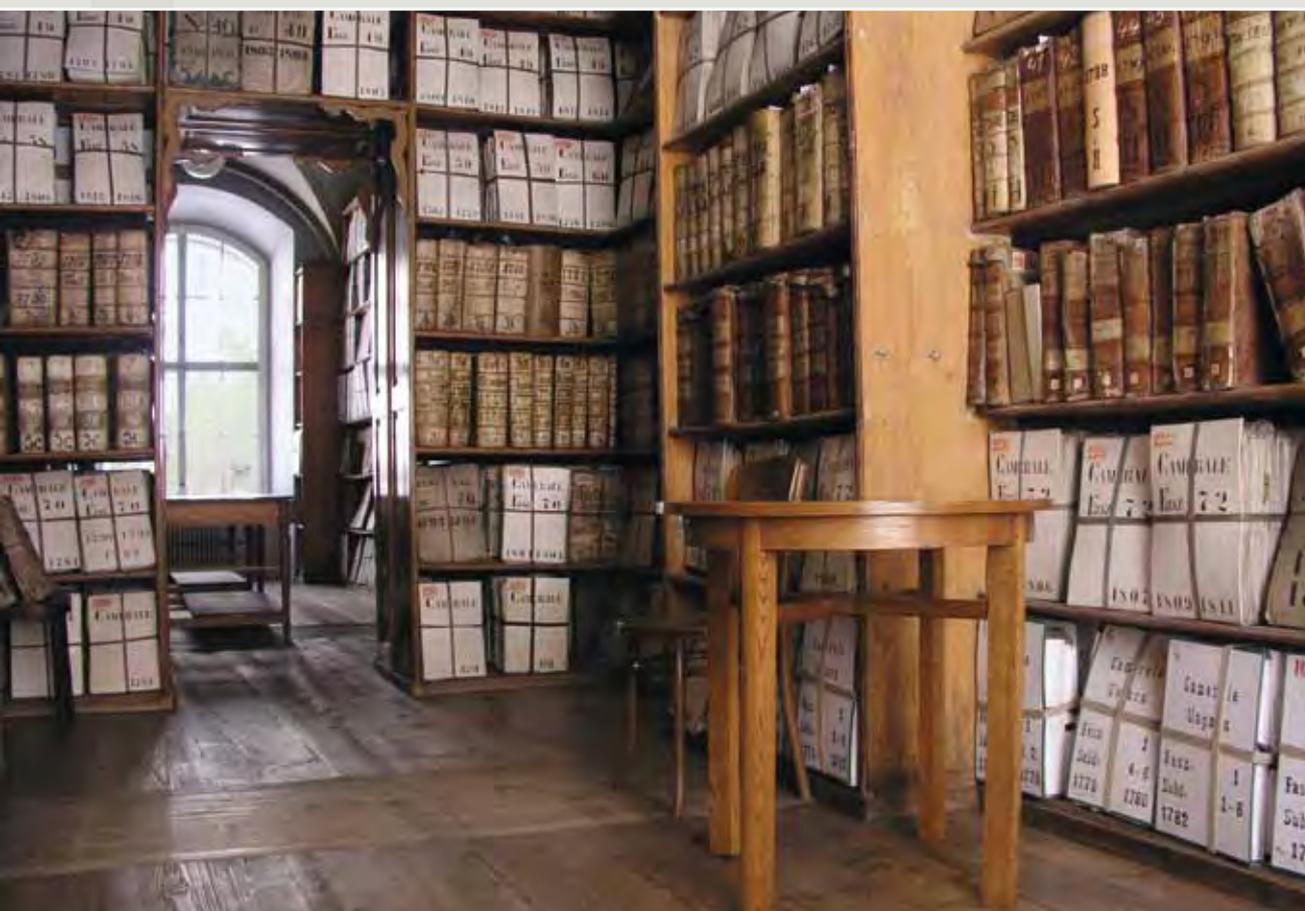
## Rahmenbedingungen und Stolpersteine

Im Zuge des hier vorgestellten Projekts werden diejenigen Urkunden – und daneben auch die selteneren historiographischen und literarischen Texte – erfasst,

# entsagungsvolles Unterfangen«

## Der Versuch einer Annäherung

Eveline Brugger



die einen Bezug zu Juden aufweisen, wobei sowohl Originale als auch Kopien, Fragmente und gedruckte Überlieferungen Aufnahme finden.<sup>2</sup> Die grundsätzliche Idee ist also einfach genug: man sammelt und bearbeitet mittelalterliche Quellen, die Informationen zu Juden und Jüdinnen auf dem Gebiet des heutigen Österreich enthalten. Der Teufel sitzt allerdings im Detail.

Den ersten Stolperstein stellt bereits das »Gebiet des heutigen Österreich« dar, das im Mittelalter bekanntlich kein einheitliches Herrschaftsgebiet war. Man hat

es vielmehr mit zahlreichen voneinander unabhängigen Herrschafts- und Verwaltungsbereichen zu tun, von denen einige weit über die Grenzen des heutigen Österreich hinausgingen. Die Südsteiermark etwa, auf deren Boden sich einige wichtige mittelalterliche Judengemeinden befanden, gehört heute nicht mehr zu Österreich; die Geschichte der dort lebenden Juden ist jedoch untrennbar mit jener in den heutigen Bundesländern Steiermark und Kärnten verbunden. Neben formalinhaltlichen Schwierigkeiten bei der Quellenauswahl



bringt dies auch das praktische Problem mit sich, dass das relevante Archivmaterial heute über halb Mitteleuropa verstreut ist. So liegen etwa zahlreiche Quellen zur Geschichte der Kärntner Juden im Staatsarchiv Bamberg, da große Teile Kärntens im Mittelalter zum Herrschaftsbereich der Bamberger Bischöfe gehörten, der Rest befindet sich großteils im Archiv der Republik Slowenien in Laibach. Nachrichten über die Juden im heutigen Burgenland muss man zu einem guten Teil in ungarischen Archiven suchen, die tschechischen Archive enthalten Material zu niederösterreichischen Juden, die im Grenzbereich zu Böhmen tätig waren.

Die zweite Hürde bildet die Tatsache, dass der Großteil der urkundlichen Quellen, in denen Juden und Jüdinnen auftreten, im Zug von Geldgeschäften entstand. Solche Urkunden verblieben normalerweise beim Schuldner, nachdem die Schuld zurückgezahlt worden war; damit kann so gut wie jedes Adels-, Stadt-, Kloster- oder Pfarrarchiv relevante Quellen enthalten. Es ist also nicht mit der Durchsicht der großen Staats- und Landesarchive getan; man muss hinunter bis in die kleinste

weltliche und geistliche Verwaltungseinheit. Dies ist je nach Zustand dieser Archive und der Disposition der für sie Verantwortlichen mehr oder weniger schwierig zu bewerkstelligen, kostet aber auf jeden Fall eines: sehr viel Zeit.

### Die Suche nach der Nadel im Heuhaufen

Selbst die größten, gut organisierten Archive haben im besten Fall eine Sammlung selbst erstellter Regesten, um die inhaltliche Bearbeitung ihrer Urkundenbestände zu erleichtern. Ist man auf der Suche nach Juden, reichen diese in den seltensten Fällen aus, da sich die Judennennung auf einen kleinen Nebenaspekt in der Urkunde beschränken kann, der nicht wichtig genug war, um in das Regest im Archivrepertorium aufgenommen zu werden. Die einzige Möglichkeit, die jüdischen Beteiligten zu finden, heißt Volltextrecherche, das bedeutet das Durchlesen von Tausenden von Urkunden.

Mit dem Auffinden der Judennennungen ist es allerdings noch nicht getan, denn bei weitem nicht jede

Der Speicher des Haus-, Hof- und  
Staatsarchivs Wien © ÖStA Wien

Erwähnung des Wortes *Jude* bzw. *iudeus* in einer mittelalterlichen Quelle hat tatsächlich etwas mit Juden zu tun. Es kann sich dabei auch um einen Zu- bzw. Familiennamen handeln, der von Christen getragen wurde; liefert die Urkunde sonst keine Nachrichten, die die Zuordnung der so bezeichneten Person ermöglichen würden, ist man kaum in der Lage, hier gesicherte Aussagen zu treffen. Der Vorname hilft übrigens in den seltensten Fällen weiter, da biblische Namen auch unter Christen üblich waren und jüdische Rufnamen eine ausgesprochen christliche Konnotation aufweisen konnten – der in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts im Raum Laibach/Görz/Cividale tätige Geschäftsmann Pilgrim, der zweifelsfrei Jude war, ist ein schönes Beispiel dafür.<sup>3</sup>

In jüngster Zeit wird die Materialrecherche vielfach durch die Tatsache erleichtert, dass Urkundenbestände ganzer Archive in Form von Fotografien bzw. Scans im Internet benutzbar gemacht werden. In Österreich kommt dabei dem Projekt [www.monasterium.net](http://www.monasterium.net), das mit der Erstellung eines virtuellen Archivs mitteleuropäischer Klöster und Bistümer beschäftigt ist, eine Vorreiterrolle zu. Die Zeitersparnis durch solche Datenbanken ist enorm, da man sich vor allem das überaus mühsame »Abklappern« kleiner Klosterarchive erspart. Zudem machen jene Bestände, die nicht nur in Form von Urkundenfotos, sondern auch über Transkriptionen erfasst sind, den oben beschriebenen Prozess des wochenlangen Urkundenlesens weitgehend überflüssig.

Vielleicht wird es eines Tages so weit sein, dass sich die Recherchetätigkeit darauf beschränkt, das Wort »Jude« oder »Jüdin« in allen denkbaren Schreibweisen in eine Suchmaske einzutippen. Davon sind wir nach jetzigem Stand der Dinge jedoch noch weit entfernt, denn auch die meisten virtuellen Archive beschränken sich aus Zeitgründen zunächst auf die Beigabe von Regesten. (Die Tatsache, dass Regesten logischerweise in der jeweiligen Landessprache verfasst werden, wirkt sich nebenbei äußerst förderlich auf die Sprachkenntnisse der Benutzer aus, die zumindest das Wort »Jude« in jeder zentraleuropäischen Sprache beherrschen sollten.) Für jene Bestände, die noch nicht derartig erschlossen sind, bleibt jedoch selbst in virtuellen Archiven nur die bereits erwähnte Volltextrecherche, nur dass sie in einem solchen Fall eben am Computerbildschirm stattfindet.

## Gmisch-Gmäsch, Schimmel, Mäusefraß

Dem Aufspüren von Originalquellen dient neben der Suche in physischen oder virtuellen Archiven auch die Recherche über den Weg der Literatur. Während die Masse der Geschäftsurkunden vor allem ab der Mitte des 14. Jahrhunderts noch wenig bearbeitet ist, wurden gerade die »prominenteren« Urkunden zur Geschichte der Juden in Österreich häufig bereits im 19. Jahrhundert im Druck ediert oder zumindest in Regestenform wiedergegeben; dazu kommen Zitierungen in historiographischen Darstellungen. All diesen Hinweisen muss bei der Erstellung eines modernen Regestenwerkes selbstredend nachgegangen werden, was dadurch erschwert wird, dass es gerade das 19. Jahrhundert mit der nachvollziehbaren Angabe der Quellen nicht immer allzu genau nahm. Legendar wurde im Rahmen der Erstellung des ersten Regestenbandes die ebenso lapidare wie originelle Quellenangabe *Gmisch-Gmäsch I* zu einer Notiz über den Kremser Judenmeister aus dem Jahr 1291, eine Angabe, die sich letztendlich als eine aus dem 18. Jahrhundert stammende Abschriftensammlung von Urkunden des





Leicht beschädigte Urkunde vom 21. Dezember 1353 aus dem Stiftsarchiv Wilhering © Stiftsarchiv Wilhering, [www.monasterium.net](http://www.monasterium.net)

Rechts: Urkunde mit deutlichen Zerstörungsspuren vom 5. Mai 1353 aus dem Stiftsarchiv Klosterneuburg © Stiftsarchiv Klosterneuburg, [www.monasterium.net](http://www.monasterium.net)



bayrischen Klosters Niederaltaich entpuppte, welche den Titel *Gmisch-Gmäsch seu Miscellania jura circa res temporales deß löblichen Closters Nideraltaich yber die dero in Unter-Oesterreich angehörigen Güettern* trägt und nach längerem Dornröschenschlaf im Pfarrarchiv Spitz jetzt im Diözesanarchiv St. Pölten aufbewahrt wird.<sup>4</sup>

Am Abschluss der Recherchetätigkeit steht der Beginn der eigentlichen Regestenarbeit – das heißt die Aufgabe, den Inhalt der zusammengetragenen Urkunden korrekt in verständliches Neuhochdeutsch zu fassen. Da bei der Abfassung der Urkunden deren Verständlichkeit für die Forscher kommender Jahrhunderte begreiflicherweise nicht die oberste Priorität darstellte, können sich gerade in verwickelten Geschäftsabläufen allerhand Tücken verbergen. Zudem konnte es schon einmal passieren, dass der mittelalterliche Schreiber, der üblicherweise die Reinschrift der Urkunde nach einem Konzept verfasste, als kleine Herausforderung für künftige Historikergenerationen den alles entscheidenden Satzteil vergaß oder an der falschen Stelle einfügte. Gelegentlich spielt einem in diesem Zusammenhang auch der Erhaltungszustand der Urkunde einen Streich – spätmittelalterliche Urkundenschriften sind mit etwas Übung nicht

allzu schwierig zu lesen, es ist aber nicht selten, dass die Tinte bis zur Unkenntlichkeit verblasst ist oder ganze Textpassagen durch Schimmelbefall, Wasserflecken oder gar Mäusefraß verloren gegangen sind. Betreffen solche Missgeschicke nur den formelhaften Teil einer Urkunde, kann man sich noch behelfen, sind jedoch Namen oder Rechtsinhalte verschwunden, bleibt nur mehr der resignierende Abdruck eines Lochtextes als Ausweg.

## Daten, Personen und Namen

Auch bei Datierungsfragen ist eine eindeutige Klärung nicht immer möglich. Die beliebteste Form der Datierung mittelalterlicher Urkunden war diejenige nach Heiligenfesten (die übrigens auch bei jüdischen Ausstellern zur Anwendung kamen – nur hebräische Urkunden wurden nach der jüdischen Weltära datiert, bei deutschen oder lateinischen Urkunden verwendeten auch Juden die christliche Datierung). Nun haben jedoch gerade populäre Heilige fast immer mehr als einen Feiertag, dessen Gebräuchlichkeit stark vom regionalen Usus abhing, und viele Urkundenschreiber kamen nicht auf den Gedanken, näher zu spezifizieren, am Freitag nach welchem St. Paulstag sie nun die betreffende Urkunde abgefasst hatten, da ja nach ihrem Verständnis ohnehin nur einer in Frage kam.

Hat man auch diese Hürde glücklich überwunden, steht noch die Identifizierung der in der Urkunde erwähnten Personen bevor, denn jedes Regestenwerk ist in Hinblick auf den praktischen Nutzen im täglichen

Wissenschaftsbetrieb nur so gut wie sein Index – die Bestimmung von Regesten ist nämlich in 99 Prozent der Fälle nicht gelesen sondern benutzt zu werden. Das bedeutet eine Menge angewandte Genealogie, um die handelnde Prominenz aus Adel und Bürgertum, deren Familienclans sich meist durch beklagenswert geringe Originalität in der Namensgebung auszeichnen, korrekt zuzuordnen. Noch kniffliger ist zum Teil die Identifikation der auftretenden Juden, die im Spätmittelalter nur selten Familiennamen tragen, sondern sich im besten Fall durch die Führung eines Patronyms (seltener Matronyms) von anderen Trägern des gleichen Namens unterscheiden. Die Zuordnung von zwanzig verschiedenen Nennungen eines Mosche aus Wien kann auf diese Weise durchaus zum Abenteuer werden, vor allem, wenn in keiner Weise klar ist, um wie viele verschiedene Mosches es sich denn dabei handeln muss.

Zum Abschluss der Ausführungen über die »mühsame und entsagungsvolle« Tätigkeit des Regestenmachers soll jedoch betont werden, dass das Ergebnis den Aufwand wert ist, denn die Überlieferung jüdischer Urkunden ist in Österreich ungewöhnlich reichhaltig. Im Gegensatz zu zahlreichen anderen Territorien des Heiligen Römischen Reiches, die sich in dieser Hinsicht auf eine bedauerlich schmale Quellenbasis stützen müssen, kann die Forschung zur Geschichte der Juden in Österreich hier aus dem Vollen schöpfen, und es ist daher ein äußerst lohnendes Unterfangen, diese Quellen einem breiteren wissenschaftlichen Publikum zugänglich zu machen. Dazu kommt, dass die vermeintlich so trockenen Geschäftsurkunden ein äußerst lebendiges Bild der sozialen, rechtlichen und wirtschaftlichen Lebensumstände der österreichischen Juden und Jüdinnen zeichnen, das auch mit so manchem alten Vorurteil gründlich aufräumt.

## Das jüdische Zinsmonopol und andere Vorurteile

Als völlig aus der Luft gegriffen erweist sich zum Beispiel die Idee, Juden hätten im Mittelalter ein »Monopol« auf den Geldverleih gegen Zinsen besessen. Sogar die Geschäftsurkunden, in denen Juden vorkommen, erwähnen immer wieder Kreditgeschäfte von Christen untereinander – Kredite, die selbstverständlich nicht aus christlicher Nächstenliebe, sondern sehr wohl gegen die kirchlich verbotenen Zinsen gegeben wurden. Diese christlichen Zinsnehmer wussten sich dabei mit allerhand Tricks zu behelfen, um diese Tatsache zu verschleiern; besonders beliebt waren Scheinverkäufe von

Grundstücken, die eigentlich Verpfändungen waren, da der »verkaufte« Grund stets zu einem festgelegten Preis »zurückgekauft« werden konnte, der jedoch höher war als der ursprüngliche »Kaufpreis« (letzterer wird meist gar nicht ausdrücklich angegeben, so dass die Höhe der Zinsen nicht erkennbar ist). Selten, aber doch finden sich sogar Belege für Schulden von Juden bei Christen, was das verbreitete Klischee vom »jüdischen Zinsmonopol« endgültig auf den Kopf stellt.

Die Hintergründe des Geschäfts, das mit der Ausstellung einer Urkunde abgeschlossen wurde, bleiben häufig im Dunklen; gerade kleinere Transaktionen zogen selten weitere Kreise. Gelegentlich aber hat man das Glück, einen ganzen Geschäftsablauf rekonstruieren zu können und so näheres über die Umstände aller Beteiligten, Christen wie Juden, zu erfahren.

Einige wenige dieser Fälle wachsen sich zu veritablen Wirtschaftskrimis aus, wie etwa der abenteuerliche Aufstieg des niederösterreichischen Adligen Kalhoch von Ebersdorf zu Beginn des 14. Jahrhunderts, der sich aufgrund der hervorragenden Überlieferungslage der Ebersdorfer Urkunden Schritt für Schritt nachvollziehen

Seit nunmehr 20 Jahren ist in der ehemaligen Synagoge von St. Pölten das „Institut für jüdische Geschichte Österreichs“ untergebracht und leistet dort einen wichtigen Beitrag zur Zeitgeschichte Österreichs und insbesondere Niederösterreichs.



Gerade heuer, 70 Jahre nach dem Anschluss gilt es, nachdem die Überlebenden der Shoa immer weniger werden, das Erbe des Judentums, das Österreich in den Jahren vor dem 2. Weltkrieg geprägt hat, zu erhalten und wieder aufzubauen.

Politik muss sich für diese Anliegen einsetzen. Restitution ist eine Notwendigkeit. Die Erhaltung der wenigen jüdischen Denkmäler und Friedhöfe muss JETZT gesichert werden, bevor die Spuren der Zeit diese für immer zerstören.

**Dr. Madeleine Petrovic,  
Klubobfrau der Grünen NÖ**



Urkundenfragment aus dem Jahr 1345  
(um V 19), Stiftsarchiv Zwettl © Zisterzienserstift Zwettl, [www.monasterium.net](http://www.monasterium.net)

lässt. Kalhoch bewerkstelligte in einem hochriskanten finanziellen Balanceakt binnen weniger Jahrzehnte den Aufstieg seiner Familie in den Kreis der politischen und wirtschaftlichen Elite des Herzogtums Österreich, wobei er von seinem langjährigen jüdischen »Bankier« Lebman, dem prominentesten Mitglied der Wiener Judengemeinde, unterstützt wurde. Zu einer Zeit, in der Reichtum noch nicht nach Geld-, sondern nach Grundbesitz gemessen wurde, nahm Kalhoch zahlreiche Darlehen – nicht nur bei Lebman, sondern auch bei seiner eigenen Verwandtschaft – zum Erwerb neuer Grundstücke auf, die er dann sofort wieder verpfändete, um für die Pfandsumme neue Güter zu kaufen. Kalhochs größter »Coup« gelang ihm im Jahr 1298, als er das Amt des österreichischen Kämmerers kaufte, das dem Inhaber hohe Einkünfte einbrachte. Den enormen Kaufpreis von 2000 Pfund konnte er sich wahrscheinlich nur dank eines Darlehens bei Lebman leisten; da es jedoch mit der Rückzahlung haperte, verpfändete er genau dieses Amt 1305 an Lebman. Die Verpfändung des Kämmereramtes an einen Juden war insbesondere deshalb außergewöhnlich, da der österreichische Kämmerer stellvertretend für den Herzog richterliche Gewalt über die Juden in Österreich besaß. Es ist fraglich, ob Lebman diese Amtsgewalt tatsächlich ausüben konnte – wahrscheinlich durfte er nur die Einkünfte aus dem Amt nützen –, aber schon dies muss ihm einträglich genug erschienen sein, um sich auf das spektakuläre Geschäft einzulassen, für das sogar eine Sondergenehmigung durch den Herzog nötig war.<sup>5</sup>

Um noch kurz beim Thema Grundbesitz zu bleiben: der in der Theorie von der Kirche heftig bekämpfte Besitz von Grund und Boden durch Juden tritt uns in den urkundlichen Quellen als alltägliche Selbstverständlichkeit entgegen. Juden besaßen vor allem Häuser und Weingärten; zum Teil handelte es sich um verfallene Pfänder, die sie rasch weiterverkauften, um ihr Kapital wieder flüssig zu haben, zum Teil aber auch um selbst genutzte Güter. In diesem Zusammenhang bestanden auch nicht die geringsten Berührungspunkte zu kirchlichen Einrichtungen – das Haus eines Juden konnte ebenso gut einen geistlichen Grundherren haben wie das eines Christen. So verkauften zum Beispiel der aus Ödenburg stammende Jude Isserlein und seine Frau Nechel 1359 mit Zustimmung ihrer Grundherrin



(bzw. *grundfrowe*, wie die Urkunde in einem bis heute nicht mehr erreichten Grad von gender-konformer Sprache formuliert), der Meisterin des St. Agnes-Klosters zur Himmelspforte in Wien, ein Haus bei der Himmelspforte, von dem man jährlich dem St. Agnes-Kloster 30 Wiener Pfennig Grundrecht und den geistlichen Frauen zu St. Nikolaus ein Pfund Wiener Pfennig Burgrecht diente.<sup>6</sup>

A propos Gender: auch jüdische Frauen treten uns in den Urkunden in bemerkenswert großer Zahl entgegen. Zum Teil agierten sie als Geschäftspartnerinnen ihrer Ehemänner, zum Teil führten sie als Witwen die Geschäfte selbstständig weiter. Im Fall der prominentesten jüdischen Geschäftsfrau im Herzogtum Österreich, Plume aus Klosterneuburg, wissen wir nicht einmal, mit wem sie verheiratet war; zwar kennen wir die Namen ihrer Kinder, diese bezeichnen sich in den Quellen aber stets als Sohn oder Tochter der Plume, niemals mit dem Namen des Vaters.

## Rechtstext und Rechtswirklichkeit

Die bereits angesprochenen Unterschiede zwischen der Theorie des geltenden Rechts und – soweit rekonstruierbar – der Realität lassen sich anhand der in den Regesten erfassten Quellen, die sowohl die für Juden relevanten Rechtstexte als auch deren »praktische« Umsetzung im geschäftlichen Alltag enthalten, immer wieder nachvollziehen. Dabei zeigt sich, dass sich nicht nur Christen bereitwillig über geltendes Recht hinwegsetzten, wenn es vorteilhaft erschien; in manchen Fällen kam ein Geschäft nur dadurch zustande, dass beide Seiten die für sie geltenden Rechtsvorschriften ignorierten. Ein besonders spektakulärer Fall war der des hoch verschuldeten Bischofs Paul von Gurk, der aufgrund akuter Finanznöte sogar den Bischofsstab und die Bischofsmütze an Juden verpfändete. Dies hätte nicht nur der Bischof nicht tun dürfen, auch Juden war es eigentlich verboten, Kirchengüter als Pfand zu akzeptieren. Die Sache wirbelte einigen Staub auf; zu guter Letzt beauftragte Papst Innozenz VI. 1358 den Patriarchen von Aquileia, den peinlichen Fall aus der Welt zu schaffen und die versetzten Gegenstände von den

jüdischen Gläubigern des Gurker Bischofs auszulösen.<sup>7</sup> Wie sehr auch zum Nachteil der Juden gegen das geltende Judenrecht, das Leib und Leben der Juden schützte, verstoßen werden konnte, zeigen vor allem die Berichte über den wahrscheinlich bekanntesten Aspekt jüdischer Existenz im mittelalterlichen Österreich, nämlich die Verfolgungen. In den Urkunden fanden diese nur in den seltensten Fällen Niederschlag. Die zeitgenössische Geschichtsschreibung konzentrierte sich fast ausschließlich auf Gewaltausbrüche gegen Juden, das »normale« jüdische Leben in friedlichen Zeiten wird kaum jemals erwähnt. Dafür illustrieren vor allem die vom Landesherrn ausgestellten Urkunden im Lauf des 14. Jahrhunderts deutlich die allmähliche Verschlechterung des Status der österreichischen Juden, denn die österreichischen Herzöge versuchten »ihre« Juden in dieser Zeit zwar noch vor Verfolgung zu schützen, begannen aber immer stärker auf den jüdischen Besitz zuzugreifen. Rein rechtlich gesehen war ihnen dies möglich, denn die Juden waren der herzoglichen Kammer zugeordnet, gehörten also im technischen Sinne selbst zum herzoglichen Vermögen. Auf diese Weise wurden sie immer mehr zum Spielball der herzoglichen Politik, vor allem durch sogenannte

[www.aussenministerium.at](http://www.aussenministerium.at)

[www.bmeia.gv.at](http://www.bmeia.gv.at)



Auf der Homepage des Bundesministeriums für europäische und internationale Angelegenheiten finden Sie:

- Tipps bei konsularischen Notfällen im Ausland
- Erreichbarkeit der österreichischen Botschaften und Konsulate im Ausland
- Aktuelle Länder- und Reiseinformationen zu 193 Ländern
- Pass- und Visainformationen, Staatsbürgerschaftsangelegenheiten
- Informationen für AuslandsösterreicherInnen
- Hilfe zur Stimmabgabe im Ausland
- Presseaussendungen, Fotos, Reden, Interviews
- Informationen zur Entwicklungs- und Ostzusammenarbeit
- Aufgaben der österreichischen Auslandskulturpolitik

Für Rückfragen steht Ihnen das Außenministerium gerne zur Verfügung:  
Tel.: 0501150-0; e-mail: [post@bmeia.gv.at](mailto:post@bmeia.gv.at)  
oder direkt über die Homepage [www.aussenministerium.at](http://www.aussenministerium.at)

Diese Karte sollten Sie bei sich haben



Schuldentötungen, das heißt herzogliche Erlässe, die die Judenschulden eines dem Herzog loyalen Adeligen zum Schaden des jüdischen Gläubigers annullierten.

Diese Tötbriefe treten ab der Mitte des 14. Jahrhunderts immer häufiger auf und erhöhten das Geschäftsrisiko eines jüdischen Financiers bedeutend. Neben der Förderung ihm genehmer Adelliger griff der Herzog gelegentlich auch als Strafmaßnahme auf Schuldentötungen zurück; vor allem das unerlaubte Verlassen des Herrschaftsgebietes konnte durch die Tilgung aller »zurückgelassenen« offenen Schuldforderungen des betreffenden Juden geahndet werden. Insbesondere Herzog Rudolf IV. griff gerne auf dieses Instrument zurück, wobei er es verstand, auch persönlichen Nutzen aus der Strafaktion zu ziehen: anstelle die Außenstände des geflüchteten Juden ersatzlos zu streichen, übernahm er sie zumindest teilweise selbst, besserte also auch noch gleich seine Finanzen auf. Die enge Bindung an den Landesfürsten erwies sich für die österreichischen Juden also immer mehr als zweischneidig, eine Entwicklung, die sich anhand der in den Regesten gesammelten Quellen sehr deutlich nachvollziehen lässt.

## Fehler-Traditionen

Durch die detaillierte Aufarbeitung der Quellen kann zu guter Letzt auch die eine oder andere konkrete historische Fehleinschätzung aus der Welt geschafft werden. Gerade Regestenwerken kommt in diesem Fall großes Gewicht zu, denn niemand kann bei der Abfassung historischer Darstellungen jede einzelne Quelle im Original nachprüfen; man ist daher in den meisten Fällen gezwungen, sich auf das Material zu verlassen, das in publizierter Form vorliegt. Auf diese Weise ist manchen Lese- oder Datierungsfehlern ein langes Leben beschieden, da sie durch wiederholtes Zitieren über viele Jahrzehnte hinweg in der wissenschaftlichen Literatur mitgeschleppt wurden. So wurde zum Beispiel eine Urkunde des Klosters Neustift bei Freising,<sup>8</sup> in der ein Jude *Wolfline* auftritt, in der Literatur aufgrund einer Verlesung in der Datumszeile immer wieder auf 1259 datiert. In diesem Zeitraum war im ostösterreichisch-ungarischen Bereich ein prominenter jüdischer Geschäftsmann namens Lublin tätig, dessen Name neben der latinisierten Form auch auf Ungarisch (Farkas) und Deutsch (Wölfel) in den Quellen auftaucht. Lange Zeit wurde dieser Lublin daher mit dem oben genannten *Wolfline* gleichgesetzt, was bedeutet hätte, dass sich Lublins Geschäftstätigkeit bis nach Bayern hinein erstreckt hätte. Die entsprechende Urkunde stammt

jedoch nicht von 1259, sondern von 1299 – die Zahl ist stark verschrieben und nur sehr undeutlich zu lesen, jedoch hilft in diesem Fall der glückliche Umstand weiter, dass die Urkunde vom Propst des Klosters Neustift ausgestellt wurde, dessen Name Arnold war. Einen Propst Arnold gab es in diesem Kloster in den Neunziger, nicht aber in den Fünfziger Jahren des 13. Jahrhunderts. Damit war die Gleichsetzung des Juden *Wolfline* mit Lublin nicht mehr vertretbar, denn Lublin tritt nur von 1257 bis 1270 in den Quellen auf, war also 1299 mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht mehr am Leben, und auch die These von seinen bis Bayern reichenden Geschäftsverbindungen war damit hinfällig.

Es soll aus Gründen der Aufrichtigkeit nicht unerwähnt bleiben, dass die Korrektur solcher kleiner oder auch größerer Schnitzer zu den emotional befriedigendsten Aspekten der »mühsamen und entsagungsvollen« Tätigkeit des Regestenmachens zählt. Das hehre Ziel jeder Wissenschaft ist das Wissen – das stille Vergnügen jeder Wissenschaft, und die Erforschung der Quellen zur jüdischen Geschichte macht hier keine Ausnahme, ist es jedoch seit jeher gewesen, es ab und zu auch einmal *besser* zu wissen. △

## Anmerkungen

- 1 *Handwörterbuch zur Deutschen Rechtsgeschichte, Bd. 4.* Hrsg. von Adalbert Erler und Ekkehard Kaufmann. Berlin 1990, Sp. 487f.
- 2 *Der erste Teilband, der die Zeit von den Anfängen bis zur ersten großen Judenverfolgung des Jahres 1338 abdeckt, ist 2005 erschienen, vgl. Eveline Brugger, Birgit Wiedl, Regesten zur Geschichte der Juden in Österreich im Mittelalter. Band 1: Von den Anfängen bis 1338.* Innsbruck-Wien-Bozen 2005.
- 3 Vgl. Dies., »...und ander frume leute genuch, paide christen und juden.« Quellen zur christlich-jüdischen Interaktion im Spätmittelalter. In: Rolf Kießling, Stefan Rohrbacher, Peter Rauscher und Barbara Staudinger (Hrsg.), *Räume und Wege. Jüdische Geschichte im Alten Reich 1300–1800 (Colloquia Augustana 25).* Berlin 2007, S. 285, sowie allgemein Martha Keil, »Petachja, genannt Zecherl«: Namen und Beinamen von Juden im deutschen Sprachraum des Spätmittelalters. In: Reinhard Härtel (Hrsg.), *Personennamen und Identität. Namengebung und Namensgebrauch als Anzeiger individueller Bestimmung und gruppenbezogener Zuordnung (Grazer grundwissenschaftliche Forschungen 3, Schriftenreihe der Akademie Friesach 2).* Graz 1997, S. 119–146.
- 4 Für den alles entscheidenden Hinweis sei dem St. Pöltner Diözesanarchivar Dr. Thomas Aigner an dieser Stelle ebenso gedankt wie für die umgehende Einziehung der gesamten Bestände des genannten Pfarrarchivs, die seither im Diözesanarchiv problemlos auffind- und benutzbar sind.
- 5 Eveline Brugger, *Adel und Juden im mittelalterlichen Niederösterreich. Die Beziehungen niederösterreichischer Adelsfamilien zur jüdischen Führungsschicht von den Anfängen bis zur Pulkauer Verfolgung (Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde 38).* St. Pölten 2004, S. 69–96.
- 6 *Tschechisches Nationalarchiv Prag, M Nr. 1599.*
- 7 Wilhelm Wadl, *Geschichte der Juden in Kärnten im Mittelalter. Mit einem Ausblick bis zum Jahre 1867 (Das Kärntner Landesarchiv 9).* Klagenfurt<sup>2</sup> 1992, S. 42f. Archiv der Diözese Gurk, Domkapitelarchiv T-37.
- 8 *Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Uk. KBU 20169.*

# Wien: Sprungbrett für den Erfolg im Osten

**I**m internationalen Standortvergleich punktet Wien mit seiner geografischen Lage im Herzen Europas, der hervorragenden Anbindung an die Länder Mittel- und Osteuropas (MOEL) sowie der langen Tradition als Verteilungszentrum. »Mehr als 5.500 exportorientierten Wiener Unternehmen, die Waren in der Höhe von 14 Mrd. Euro sowie Dienstleistungen im Wert von 12 Mrd. Euro ins Ausland liefern, setzen bereits auf diese strategischen Standortvorteile«, so die Präsidentin der Wirtschaftskammer Wien. Vorteile, die mittlerweile mehr als 300 Osteuropazentralen internationaler Großkonzerne in die Donaumetropole locken konnten.

## Führend in Osteuropa

Inzwischen gehen bereits 27 Prozent aller Exporte aus Wien in die Länder Mittel- und Osteuropas. Auch die Auslandsinvestitionen erreichen neue Rekordwerte: »Mit 16,5 Mrd. Euro an investiertem Kapital zählen Wiener Unternehmen zu den bedeutendsten Kapitalgebern in den MOEL«, betont WKW-Präsidentin Jank. In einigen Ländern – wie zum Beispiel Polen, Rumänien oder der Ukraine – stammen bis zu 85 Prozent der österreichischen Investorengelder aus Wien.

## Erste Adresse für Neuexporteure

Individuelle Beratung und Unterstützung bei der Internationalisierung bietet die Wirtschaftskammer Wien: »Unsere Experten beraten bei der Auswahl von Exportmärkten, der Sondierung von Marktchancen sowie der Entwicklung einer Internationalisierungsstrategie«, so Jank. Darüber hinaus sind die Exportspezialisten erster Ansprechpartner zu Förderungen und der Vermittlung von Auslandskontakten. »Ein spezielles Angebot für Neuexporteure bieten wir mit unserer ExportKompetenzWerkstatt«, verweist Jank auf die regelmäßig veranstaltete Seminarreihe, die das notwendige Basiswissen für den Einstieg in das Auslandsgeschäft vermittelt.

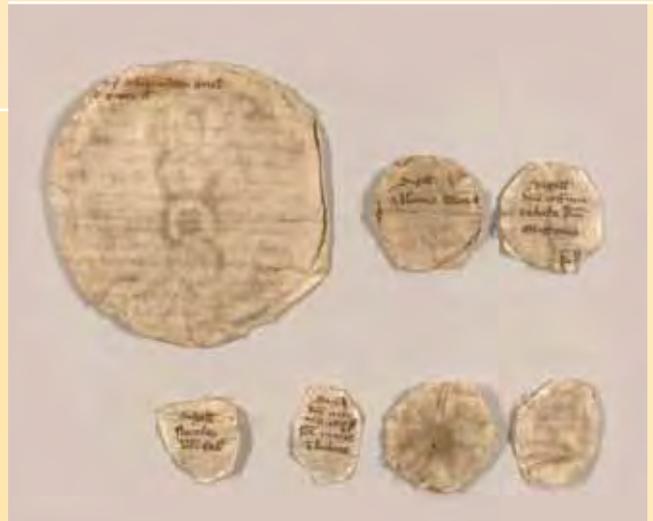
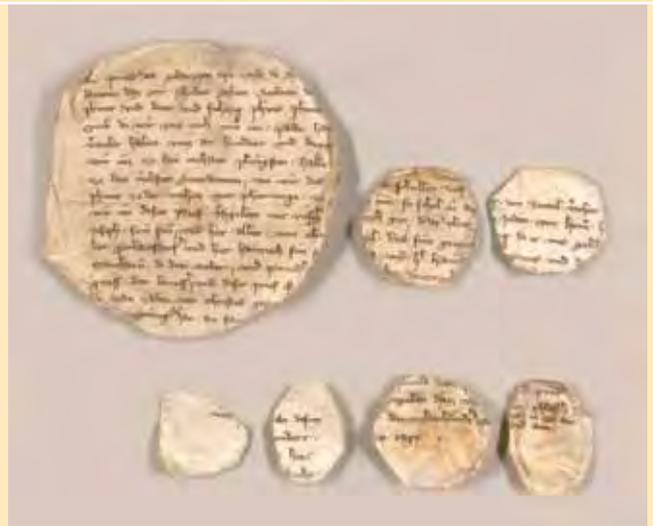


*KommR Brigitte Jank, Präsidentin der Wirtschaftskammer Wien, Bildcredit: oneye*

Möglichkeiten zur Marktsondierung vor Ort bieten Kooperationstreffen und Wirtschaftsmissionen, bei denen Kontakte zu hochrangigen Wirtschaftsvertretern geknüpft werden, so die WKW-Präsidentin: »Für unsere Wiener Betriebe organisieren wir regelmäßig branchen- und länderspezifische Veranstaltungen in Ländern mit chancenreichen Märkten.« Für 2008 sind neben Wirtschaftsmissionen nach Moskau, in die Ukraine und nach China zahlreiche Kooperationstreffen in Bratislava geplant. Für Unternehmen, die in der Slowakei Geschäfte machen wollen, gibt es darüber hinaus ein spezielles Angebot: Auf der zweisprachigen Internetplattform [www.wien-bratislava.at](http://www.wien-bratislava.at) können Wiener Firmen aktiv nach Export-, Import- und Kooperationspartnern suchen. (PR)

**Weitere Infos: [wko.at/wien/aw](http://wko.at/wien/aw)**

# Die Zwettler Siegeltaschen.



**F**ür die Arbeit mit mittelalterlichen Urkunden sind eine Reihe von Fähigkeiten unabdinglich. Das Entziffern mittelalterlicher Schriften sowie Kenntnisse in Sprachduktus und Wortbedeutung des Mittel- und Frühneuhochdeutschen bilden die Basis, aber auch eine gewisse Beharrlichkeit und der Wille, jedem noch so kleinen Hinweis nachzugehen, sind vonnöten. Im Rahmen der Arbeit mit spätmittelalterlichen Urkunden mit Judennennungen wurden diese Fähigkeiten der Verfasserin bereits wiederholt auf die Probe gestellt; manche Erfordernisse treffen einen jedoch ziemlich unvorbereitet – so etwa die Zwettler Siegeltaschen, die das Hervorkramen längst vergessen geglaubter Fähigkeiten nötig machten, nämlich jener des Puzzlespiels.

Aus zeitlichen und auch finanziellen Gründen muss man beim Urkundensuchen immer wieder darauf verzichten, die echten Stücke in die Hand zu nehmen. Glücklicherweise bieten moderne Medien wie Mikrofilm, Kopien und auch das Internet zahlreiche Alternativen, die die Suche nach Urkunden in ansonsten unzu-

gänglichen Archivbeständen ermöglichen. Im Rahmen der Arbeiten an den »Regesten zur Geschichte der Juden in Österreich im Mittelalter«<sup>1</sup> hatte mich die Suche nach Quellen, in denen Juden und Jüdinnen auf (heute) österreichischem Gebiet auftreten, bereits vor Lesegeräte von Mikrofilmen und -fiche geführt, deren Alter das der auf den Filmträgern befindlichen Urkunden nur geringfügig zu unterschreiten schien. Manche Archive haben demzufolge Mitleid mit den Augen ihrer Besucher

# Ein historisches Puzzle

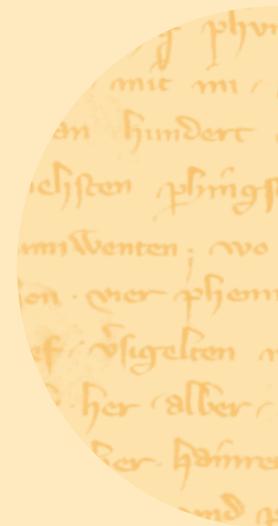


## Birgit Wiedl

*Ganz links: Pergamentene Siegeltaschen an einer Urkunde vom 12. Jänner 1343 aus dem Zisterzienserstift Zwettl*

*Linke Seite oben: Vorderseiten der Siegeltaschen aus Pergament einer Urkunde vom 21. Jänner 1321  
Linke Seite unten: Rückseiten der Siegeltaschen aus Pergament derselben Urkunde*

*Rechte Seite oben: Vorderseiten der Siegeltaschen einer Urkunde aus dem Jahr 1326  
Rechte Seite unten: Rückseiten der Siegeltaschen derselben Urkunde © Zisterzienserstift Zwettl, [www.monasterium.net](http://www.monasterium.net)*



und bieten Kopien und Ausdrücke dieser Mikrofilme an. Besonders hervorzuheben, und an dieser Stelle bedankt, ist hierbei das Archiv des Landes Niederösterreich, das in seinen Beständen eine schier unendliche Anzahl riesiger, aus Tausenden Urkundenkopien bestehender Bücher anführt. Begeistert ließen wir uns diese Bände bringen (wobei hier ein erneuter Dank an die Mitarbeiter des Niederösterreichischen Landesarchivs ausgesprochen werden soll, die nicht müde wurden, uns Band

über Band heranzukarren), und konnten schon nach kürzester Zeit dem Stapel der Urkunden, die in unsere Sammlung von Judenukten Aufnahme finden würden, beim Wachsen zusehen.

## Schlüsselworte und Siegeltaschen

Da man mit der Zeit einen Spürsinn für die Schlüsselworte entwickelt, war es nicht weiter verwunderlich, dass mein und meiner Kollegin Blick wie magisch von einem kleinen, nicht eigentlich zu der gerade bearbeiteten Urkunde des Klosters Zwettl gehörigen Textfetzchen angezogen wurde, das zu unserer Überraschung vom unteren Rand der Urkunde herabzuhängen schien, zumindest soweit man dies anhand der Kopie ausmachen konnte. Der Instinkt trog nicht – inmitten des Textstückchens prangte, klar und deutlich lesbar, das Wort *Jude*. Sogleich die eigentliche Urkunde vergessend, deren Inhalt sich ohnehin als für unsere Zwecke unerheblich erwies, widmete ich meine volle Aufmerksamkeit dem

Das Stiftsarchiv Zwettl  
© Zisterzienserstift Zwettl

rätselhaften Textfetzchen, dessen Anwesenheit auf der Kopie auf den ersten Blick umso erstaunlicher war, da der darauf erhaltene (sehr kurze) Text keinerlei Zusammenhang mit dem der Urkunde erkennen ließ.

Des Rätsels Lösung erschloss sich bei einem zweiten, genaueren Blick, der auch die – buchstäbliche – Verbindung des Textstückchens mit der Urkunde erkennen ließ, die auf der ausgebleichten Kopie (die immerhin aus den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts stammt) nur schemenhaft zu erkennen war: jene von Historikern mit dem recht eigentümlichen Begriff *Pressel* umschriebene Pergamentstreifen, die im Mittelalter als Befestigung für Siegel dienten. Üblicherweise finden sich an diesen Presseln, so sie denn dem Zahn der Zeit entkommen sind, Wachs- oder (seltener) Lacksiegel. Siegel sind ein unabdingbarer Bestandteil mittelalterlicher Urkunden. Sie dienten freilich nicht nur ästhetischen Zwecken: in einer Zeit, in der Lesen und Schreiben nur von wenigen, oft speziell dazu ausgebildeten Menschen beherrscht wurde, fungierte das Siegel als das Beglaubigungsmittel schlechthin; zudem konnte durch kunstvoll gestaltete oder besonders große Siegel die eigene Wichtigkeit betont werden. Am Ende der Pressel, die auf der besagten Kopie nur andeutungsweise erkennbar war, wäre demzufolge die Abbildung eines Siegels zu erwarten gewesen, an dieser Urkunde hing jedoch offensichtlich keines, sondern nur besagtes Pergamentfetzchen.

Im Gegensatz zu Pergament, dem für die wenn schon nicht Ewigkeit, so doch für Jahrhunderte gemachten Beschreibstoff mittelalterlicher Urkunden, sind die mittelalterlichen Siegel relativ anfällig für Beschädigungen aller Art. An vielen Urkunden finden sich demzufolge nur mehr kümmerliche Reste der ehemaligen Siegel als traurige Brösel an den Presseln klebend. Dieser Probleme war man sich bereits in früheren Zeiten bewusst gewesen, vor allem der Stoß- und Druckempfindlichkeit der Siegel, deren gehärtetes und zum Zweck der Einfärbung mit Harzen versetztes Wachs leicht Sprünge bekam oder ganz brach.

Schutzmaßnahmen für die empfindlichen Siegel kannte man daher bereits mit der Entstehung der Siegel selbst – schon die Römer verwendeten sogenannte Siegelkapseln, aus Metall oder Holz gefertigte runde Büchsen, in denen das Siegel aufbewahrt wurde. Im Mittelalter wurden die Siegel von Urkunden mit längerfristiger Rechtskraft durch gedrechselte Holzdosens ge-



schützt, vor allem da das Siegel als Beglaubigungsmittel einen auch rechtlich wichtigen Bestandteil der Urkunde darstellte. In der späten Barockzeit begann man sich mit dem aufkommenden wissenschaftlichen Interesse an mittelalterlichem Urkundenmaterial auch dem konservatorischen Aspekt zu stellen, und es wurde üblich, die noch erhaltenen Siegel, besonders jene prominenter Aussteller, in kleine Säckchen einzunähen, um sie vor weiterem Verfall zu schützen. In einigen Archiven stößt man daher bei Urkundenjagden immer wieder auf Urkunden, deren Siegel liebevoll in Leder- oder auch Samtbeutelchen eingenäht sind, oft kunstreich bestickt und mit gedrehten Seidenkordeln verschnürt.

Für gewöhnlich sind also verpackte Siegel ein zwar seltener, jedoch nicht unüblicher Anblick, aber eine Verpackung aus Pergament war mir trotz zahlreicher Archivbesuche bislang eher fremd gewesen – und noch dazu ein Pergament, auf dem mir das Wort *Jude* geradezu entgegenzuleuchten schien. Ein eifriges und erwartungsfrohes Durchsuchen der Kopien, um weitere Judennennungen auf pergamentenen Siegeltaschen zu finden, brachte dann auch nicht nur den gewünschten Erfolg, sondern – in Form einiger Taschen für größere Siegel, die demzufolge aus größeren und daher auch mehr Text enthaltenden Pergamentstücken gefertigt waren – den Aufschluss darüber, wie sich Judennennungen auf Siegeltaschen wiederfinden können.



Zisterzienserstift Zwettl,  
Kreuzgang © Zisterzienserstift Zwettl



Neben den landwirtschaftlichen Betrieben entstand in Zwettl bereits mit oder kurz nach der Gründung ein Scriptorium, eine Schreibstube, in der geübte Mönche Handschriften für den liturgischen Gebrauch, Geschichtswerke, sogenannte Annalen, die von denkwürdigen Ereignissen im Kloster und in der Welt berichteten, sowie Urbare zur Erfassung von Besitz und Einkünften anfertigten. Seit der Gründungszeit besteht auch das Archiv, das eine der umfangreichsten Sammlungen mittelalterlicher Urkunden und Kodizes außerhalb der staatlichen Archive beherbergt. Dort zu arbeiten ist also ein pures Vergnügen für Mittelalterhistorikerinnen, zumal man sich Tür an Tür zu einem der schönsten Bibliothekssäle Österreichs befindet.

Wir überreichten der Archivarin die Liste der gewünschten Urkunden, wobei ich nicht umhin konnte, ihre stoische Miene angesichts der Information, ich wolle *nur die Sackerln für die Siegel anschauen*, zu bewundern. Archivare sind jedoch, so rief ich mir ins Gedächtnis, immer wieder mit allerlei wirren und keinen offensichtlichen Sinn ergebenden Anfragen konfrontiert.

Binnen weniger Minuten lag dann auch ein kleiner Stapel von Umschlägen vor mir, in denen es verheißungsvoll raschelte. Umso größer war dann die Enttäuschung, als die prachtvolle Urkunde aus dem ersten Umschlag ein ebenso prachtvolles, jedoch völlig unverhülltes Siegel präsentierte. Verwirrte Blicke mit meiner Kollegin tauschend, zeigte die Überprüfung der mitgebrachten Kopie der Kopie mit dem vor uns liegenden Original, dass es sich um die richtige Urkunde handelte,

nur eben ohne die Verpackung der Siegel, die das Ziel unserer Reise und Begierde gewesen war. Eine rasche Kontrolle der weiteren Urkunden brachte das Gleiche zutage – nämlich nichts, zumindest nicht im Bereich der Siegeltaschen. Hilfreich sprang die Archivarin bei, als wir ihr jedoch eröffneten, dass wir lediglich die Signaturen derjenigen Urkunden, an denen die Taschen einstmals gehangen hatten, wussten, zuckte sie bedauernd, aber ratlos die Schultern: die uns vorliegenden Kopien waren, so teilte sie uns mit, irgendwann in den 50er oder 60er Jahren angefertigt worden, und seitdem hätte man wohl im Zug einer Restaurierung und Neuaufnahme des Urkundenmaterials die Siegeltaschen entfernt und unter einer separaten Signatur aufgenommen – die wir jedoch nicht kannten.

Für mit Urkunden arbeitende Historiker/innen ist dies ein unerträglicher Zustand – mit dem Verlust von Urkunden lernt man sich abzufinden, vieles geht nun einmal über die Jahrhunderte verloren, verbrennt, wird weggeworfen; dass also Urkunden, die in einem Verzeichnis der Barockzeit aufgeführt sind, heute einfach nicht mehr existieren, schmerzt zwar immer wieder, ist aber des Historikers Alltag. Aber besonders ärgerlich ist es, von der Existenz der Stücke zu wissen, ohne zu wissen, wo diese sind und wie man ihrer habhaft werden kann. Die neue Kartei der Urkundensignaturen durchzusehen erwies sich als für unsere Zwecke sinnlos, da diese lediglich das Ausstellungsdatum der Urkunden verzeichnete, das sich aber von den Fragmentstückchen nicht erschließen ließ.



Zisterziensertift Zwettl,  
Außenansicht © Zister-  
ziensertift Zwettl



Mit hängenden Schultern brüteten wir über unseren Kopien. Wenn, so begannen wir zu fantasieren, mit dem Namensteil auf dem Fragmentchen links oben derjenige gemeint sein könnte, den wir bereits unter einigen Daten in unserem Material hatten, und der Jude, der möglicherweise mit dem Kloster Zwettl in Geschäftsverbindung stand, sich hinter den zwei noch lesbaren Buchstaben verbarg – kurz und gut, nach einigen eher gewagten Gedankensprüngen hatten wir uns auf eine Spanne von ein paar Jahren geeinigt, innerhalb derer die ursprünglichen Schuldurkunden ausgestellt worden sein mussten. Eine Überprüfung anhand der Kartei stimmte mich wieder optimistisch, da einige der von uns ins Auge gefassten Jahre Urkunden verzeichneten, deren Ausstellungsdatum nur mit einem Jahr, ohne Beigabe von Monat und Tag, angegeben oder mit einem in Klammern gesetzten Fragezeichen versehen war.

### Urkundenpuzzle

Kurze Zeit später lag ein neuer, diesmal deutlich höherer Stapel Umschläge vor uns. Etliche davon schieden bereits nach einem kurzen Blick aus, zu vollständig war das darin befindliche Stück Pergament. Nach einigen banger Minuten rutschten jedoch fünf kleine und ein größeres Stückchen Pergament aus einem Umschlag, und ihre kreisrunde Form ließ uns hoffen. Es waren, so stellte sich bei genauerem Hinsehen sogleich heraus, ganz eindeutig ehemalige Siegeltaschen: nicht nur ihre Form war ein mehr als deutlicher Hinweis, sondern an

**Im Job soll mir nur eines blühen: Erfolg.**

Sie kennen Ihre Rechte und wissen, was Ihnen zusteht. Sollten Sie trotzdem einmal anstehen, hilft Ihnen die AKNÖ weiter. Mehr dazu unter [noe.arbeiterkammer.at](http://noe.arbeiterkammer.at)

**Recht hast! AKNÖ**

einigen Stücken ließen sich an den Rändern noch kleine Löcher erkennen, die von den Nadelstichen beim Zusammennähen der Taschen entstanden waren. An zwei der kleineren Stücke hingen sogar noch Reste der Fäden.

Mit Akribie untersuchten wir die Pergamentstücke. Eine erste Sichtung ließ uns erkennen, dass die Teile zwar möglicherweise von demselben Schreiber geschrieben worden waren, aber aufgrund der Farbe und Beschaffenheit des Pergaments nicht von derselben Urkunde stammen konnten. Entziffert waren die Textstellen aufgrund ihrer Kürze und der anhand der Kopien geleisteten Vorarbeiten schnell, jedoch ihre ursprüngliche Position festzustellen – also welches Eckchen welcher Urkunde das jeweilige Fleckchen darstellt – bedurfte einigen Um-, Aus- und Hin- und Her-sortierens der einzelnen Fragmente. Wir breiteten daher Pergamentstückchen vor uns auf dem Tisch aus und begannen, sie herumzuschieben, Eckstücke zu identifizieren und inhaltlich Sinn ergebende Teilchen aneinander zu reihen. Ernsthafte wissenschaftliche Betätigung war unter diesen Umständen bald nur ein Teilaspekt – zudem diese dem kindlichen Spieltrieb enger verwandt ist, als es auf den ersten Blick scheinen mag –, und so fand sich die Archivarin, die das Treiben mit halb ungläubigen, halb amüsierten Blicken verfolgte, mit Benutzerinnen konfrontiert, deren begeisterte Ausrufe *Ich hab ein Eckerl!, Dahin! Da rüber! und Jö, das passt!* wohl selten, wenn nicht einmalig in den Räumen der ehrwürdigen Bibliothek hörbar waren. Zu unserer großen Freude fanden wir in anderen Umschlägen weitere Puzzleteilchen, sodass einem fröhlichen Weiterspielen nichts mehr im Weg stand, und mit liebevollem Stolz konnten wir schlussendlich das fertige Bild, sprich die zu mehreren Urkunden gruppierten Pergamentfleckchen betrachten.<sup>2</sup>

## Ergebnisse

Der Informationsgehalt, der den Urkundenfragmenten entnommen werden konnte, war großteils recht beachtlich, manchmal aber gering, was nicht unbedingt nur von der Größe des überlieferten Fragments abhängt. Siegeltaschen stellen – zumindest in ihrer Zwettler Variante – gewissermaßen die Umkehrung (oder auch Steigerung) von mauserfressenen oder stockfleckigen Urkunden dar. Während sich Archivmäuse mit geradezu diabolischer Zielsicherheit stets genau jene Stelle der Urkunde einverleiben, an der sich entweder der eine, alles entscheidende Name oder aber das Da-

tum befinden (eine Fähigkeit, die auch Wasser und Schimmel zu eigen zu sein scheint), hatten sich die bastlerisch begabten Mönche ausgerechnet jene Fitzelchen der Urkunden ausgesucht, auf denen die Namen der Protagonisten zu lesen waren, aber dafür nahezu sämtliche Informationen darüber, was denn die jeweiligen Aussteller, Empfänger und sonstige in der Urkunde auftretenden Personen miteinander zu tun hatten, weggeschnitten. Mein Favorit ist bis heute ein winziges Fragment, dessen Text nur einige wenige Worte, auf vier Zeilen aufgeteilt, umfasst; und in der mittleren, längsten Zeile stehen klar lesbar die Worte *Juden von Horn* – und das ist auch schon alles an Information, das sich aus diesem kläglichen Rest einer Urkunde erfahren lässt.

Kindlicher Spaß beiseite: Der Gesamtwert der gefundenen Fragmente ist nicht zu unterschätzen. Einige Waldviertler Juden, wie etwa der um 1315 in Zwettl tätige Abraham und der 1325 in Gmünd ansässige Hendlein, lassen sich nur anhand dieser Fragmente nachweisen; generell ist aufgrund dieser Belege von einer wesentlich größeren Ansiedlung von Juden im Waldviertel auszugehen als bislang angenommen. Weiters konnten einige bereits bekannte Geschäftsbeziehungen des Klosters Zwettl mit Juden durch die Fragmente ergänzt und wesentlich genauer erfasst, andere überhaupt erst nachgewiesen werden. Durch eines der Stückchen lässt sich eine Schuld des Frauenklosters St. Bernhard bei dem Gmünder Juden Hendlein belegen, das die einzige Überlieferung zu Judenschulden des Klosters darstellt; auch die Schulden der beiden Adligen Arnold von Fritzelsdorf und Konrad von Kirchberg, die um 1326 gemeinsam ein Darlehen bei Hendlein aufgenommen hatten, sind nur über diese Siegeltaschen dokumentierbar.

Die Siegeltaschen boten also wesentliche Informationen zur Geschichte der Juden im Mittelalter; uns wird jedoch wohl eher die ungewöhnliche Art der Überlieferung und das Vergnügen, das wir bei der Rekonstruktion hatten, im Gedächtnis bleiben – Puzzle-Urkunden aus ehemaligen Siegeltaschen sind selbst für Mittelalterhistoriker/innen ein außergewöhnlicher Fall. △

## Anmerkungen

- 1 Eveline Brugger, Birgit Wiedl, *Regesten zur Geschichte der Juden in Österreich im Mittelalter. Band 1: Von den Anfängen bis 1338. Innsbruck-Wien-Bozen 2005.*
- 2 *Ebda* S. 190f., Nr. 196, S. 196, Nr. 206, S. 198f., Nr. 210, S. 213f., Nr. 234, S. 237–239, Nr. 275 und Nr. 276, S. 265f., Nr. 316.

JUDEN IN MITTELEUROPA 2008

Seite 40 bis 57

# Unsichtbare Frauen oder:

## Jüdische Geschäftsfrauen



Martha Keil



Das die politische, wirtschaftliche und soziale Gegenwart den Blick auf die Vergangenheit beeinflusst, ist eine Binsenweisheit und im eigenen Leben wie auch in der Geschichtsforschung nachweisbar. Die aktuellen Fragen prägen Interessen, Interpretationen und den Wunsch, in der Vergangenheit ähnliche Phänomene zu finden, welche gegenwärtige Konstellationen erklären. Zusätzlich bedingt oft die Zugehörigkeit zu einer Nation, einer Religionsgemeinschaft, einer Minderheit und nicht zuletzt das Geschlecht des oder der Forschenden das Interesse an bislang vernachlässigten Themen.<sup>1</sup>

Eines dieser aktuellen Probleme ist die bis vor kurzem bestehende rechtliche und noch immer konstaterbare ökonomische Ungleichheit der Frau. Bis vor etwa 30 Jahren konnte die Befragung der Geschichtswerke rasch und enttäuscht eingestellt werden: Frauen waren, bis auf wenige Ausnahmen von Hochadeligen, Mystikerinnen und vereinzelt Wissenschaftlerinnen und Philanthropinnen in den Standardwerken der Historiker nicht vorhanden. Sie existierten weder als handelnde Personen noch als von historischen Entwicklungen ausdrücklich Betroffene, sie hatten offensichtlich keine Zeugnisse hinterlassen und ihre Aktivitäten und

# »...was nicht sein darf.«

## im Spätmittelalter als Forschungsobjekte



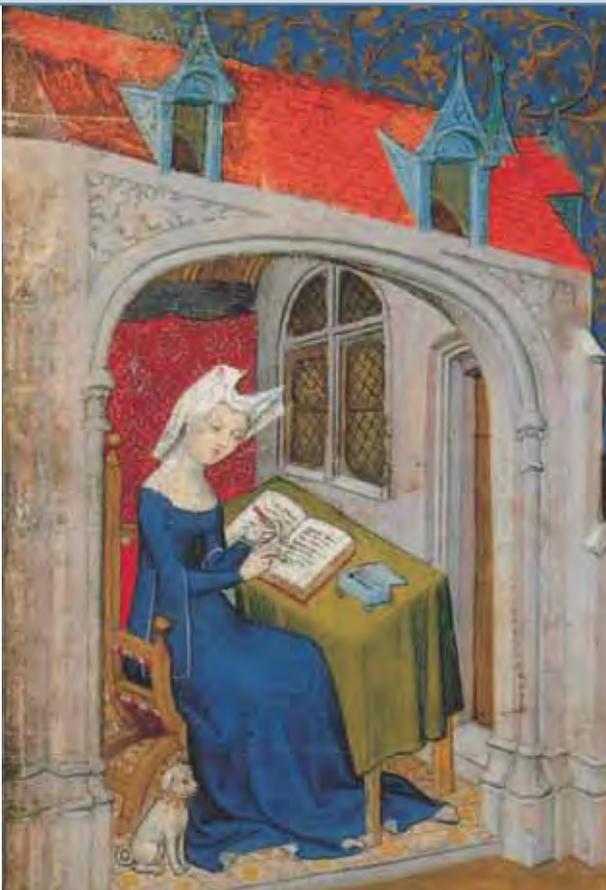
Jakob zieht ins Land der Verheißung  
© Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit

Jakob und Rahel am Brunnen © Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit

Erfahrungen waren anscheinend derart minimal und irrelevant, dass sich davon in den Quellen keine Spuren fanden. Noch zu Beginn meines Studiums in der Mitte der 1980er Jahre erklärte einer meiner Professoren zu diesem Problem sinngemäß: »Zur Frauengeschichte gibt es einfach zu wenige Quellen.«

Die Aktivistinnen und Aktivisten der 1968er Revolution hatten auf vielen Gebieten das Bedürfnis artikuliert, Jahrhunderte lang mit »naturgegeben« und »gottgewollt« begründete Tatsachen nicht mehr einfach hinzunehmen. Die Erklärung der weiblichen Ungleichheit gehörte zu diesen scheinbar feststehenden Fakten,

vor allem diejenigen Rollen, die sich aus ihrer biologischen Natur ergaben und die ihnen scheinbar folgerichtig öffentliche Räume verschlossen. Frauen bildeten zwar die Hälfte der Bevölkerung, waren aber höchstens als kleine randständige Minderheit wahrnehmbar. Der vorrangigste Anspruch von Historikerinnen und Soziologinnen – meist Feministinnen der ersten Stunde – bestand also darin, Frauen »sichtbar« zu machen, und nicht zufällig lautet der Titel eines der frühesten Werke »Becoming Visible«. Women in European History.<sup>2</sup> Die »vor der Geschichte verborgenen« Frauen sollten ihren Platz als gestaltende Teilnehmerinnen sowohl der allge-



*Christine de Pizan, eine der bekanntesten christlichen gelehrten Frauen des Mittelalters, in ihrer Studierstube © British Library, MS Harley 4431*

meinen als auch der Geschichte ihres Geschlechts und ihrer Gruppe(n) erhalten. Dass dieser Anspruch zur Stärkung der eigenen Identität als Individuum und Kollektiv dienen sollte, war deklarierte Absicht und stieß auf die anfangs vehement ablehnende bis mild verächtliche Haltung vieler männlichen Historiker. Diese ließen allerdings völlig außer Acht, dass auch die traditionelle Geschichtsschreibung – »his-story«, wie sie die amerikanischen Feministinnen treffend bezeichneten –, immer Interessenslagen untergeordnet war und ist, was unvermeidbar scheint, aber bewusst reflektiert werden sollte.

Inzwischen sind die Zugangsweisen der Frauengeschichte durch die bahnbrechende Methode der Geschlechterforschung erweitert worden, die auch bei der Erforschung männlich konnotierter Themen wie beispielsweise Macht, Militär, Fußball, Väterlichkeit etc. sehr nützlich ist. »Geschlecht« wird nicht mehr als naturgegebene biologische Konstante gesehen, sondern als kulturell geprägte Kategorie verstanden, die sich mit den historischen Gegebenheiten ständig ändert. Die englische Sprache gibt diese beiden Begriffe mit »sex« und »gender« gut unterscheidbar wieder, weshalb

auch im deutschen Diskurs eher von »Gender« als von »Geschlecht« gesprochen wird. Basierend auf dieser grundlegenden Erkenntnis können nun den Frauen zugeschriebenen Rollen die biologistischen Grundlagen entzogen werden. Verfeinert durch die Methode des »doing gender«, das die alltäglichen Aktivitäten von Frauen und Männern auf Geschlechtszuschreibungen untersucht, haben nun Historikerinnen und Historiker Werkzeuge zur Verfügung, mit denen sie die Klassiker früherer Geschichtsschreibung kritisch rezipieren und vor allem die oft altbekannten Quellen mit neuen Augen lesen und interpretieren können. Diese Methoden öffnen auch den Blick für Lebensräume, die bisher als »privat« und damit als irrelevant abgewertet waren: Haus und Familie, Volksmedizin und Geburtshilfe, weibliche Religiosität und Frauenklöster, Heimarbeit und Frauenzünfte, Dienstboten und Prostituierte etc. Des Weiteren lenken sie das Interesse auf Aktivitäten von weiblichem Widerstand, Strategien zur Bewältigung von Unterdrückung und Machtlosigkeit, Ergreifen von politischen und ökonomischen Chancen und machen den Anteil der Frauen am Erfolg von Familie, Stadt und Territorium sichtbar. Hier sind außer dem Geschlecht weitere Kategorien maßgeblich, vor allem der soziale Stand und der Familienstatus: eine Witwe der Oberschicht hatte selbstverständlich größere Handlungsspielräume als eine verheiratete Dienstbotin, falls sie überhaupt heiraten konnte. Inzwischen ist zu diesen Bereichen eine Fülle von Literatur erschienen, im Forschungsbereich der jüdischen Geschichte setzte diese Entwicklung allerdings verspätet, erst in den 1980er Jahren, ein.

## Unsichtbare Frauen

Welches sind nun die wirksamen Mechanismen, welche jüdische Geschäftsfrauen im Spätmittelalter »vor der Geschichte verbergen« bzw. sie aus dieser Verborgenheit hervorholen und sichtbar machen?

In den meisten älteren Quelleneditionen wird die ausdrückliche Nennung von Jüdinnen nicht erwähnt und unter »Juden« subsumiert. Vor allem die Kopfregeisten, welche in kurzer Form die wichtigsten Informationen zur betreffenden Urkunde wiedergeben, verkürzen die Aussteller, Ausführenden oder Adressaten auf männliche Personen. Dass beispielsweise in den meisten Grundstücks-, Häuser- und Darlehenstransaktionen die Ehefrauen mitgenannt sind, welche ja aufgrund der Ketubba, also ihrem Ehevertrag, ein Anrecht auf den Besitz ihres Mannes haben, erfährt man auf diese Weise nicht. Damit verstellt sich die Wahrnehmung von Frauen, die bereits in ihrer Ehe, spätestens aber als Witwe oder Geschiedene über eigenen Besitz verfügen, welcher ihnen das Betreiben von eigenen Geschäften ermöglicht. Eine andere Quellengattung stellen die zahlreichen Privilegien und Erlässe dar, welche die Grundbedingungen jüdischer Ansiedlung im jeweiligen Territorium regelten. Ein Großteil betraf den Kern der Duldung von Juden, ihre Steuerleistung, und fast alle wenden sich nicht zufällig auch an *judinne*, die Jüdinnen, welche aufgrund ihrer eigenständigen Geschäfte zur Steuerleistung verpflichtet sind. Wenn ihre

ausdrückliche Nennung vom Herausgeber der Urkunde ignoriert wurde und sich der Erlass scheinbar nur an *juden* wendet, bleibt die Wahrnehmung der jüdischen Geschäftsfrauen durch den Herrscher als relevantes Steuersubjekt verborgen. In einer ausführlichen Untersuchung solcher Urkunden konnte ich zeigen, wie vielfältig die Nennung jüdischer Frauen in solchen obrigkeitlichen Texten war – wenn auch nicht lückenlos und einheitlich, aber das liegt am noch nicht perfekt differenzierten mittelalterlichen Rechtssystem. Vor allem, wo es um die konkrete Zahlung von Steuern oder andere finanzielle Verpflichtungen ging, waren Frauen angesprochen, und ich stellte daher die These auf, dass hier jüdischer Rechtseinfluss wirksam wurde. In rabbinischen Steuerordnungen sind nämlich Frauen so gut wie immer ausdrücklich erwähnt – jeder Mann und jede Frau, jeder Einzelne und jede Einzelne – *kol isch we-ischah, echad we-achat*<sup>3</sup> – damit sich zur Absicherung der Gemeinde niemand ausnehmen konnte. Da Juden oft als Verhandlungspartner bei der Verfassung von Privilegien und Erlässen beteiligt waren oder, wie ich in diesen Fällen annehme, als Berater hinzugezogen wurden, empfahlen sie wohl die ausdrückliche Nennung von



**Wie kann man Krankheiten erkennen, bevor sie ausbrechen?**

Unsere Antwort: „Früherkennung und Vorsorge.“

Wir kombinieren modernste Labordiagnostik, bildgebende Verfahren und Informationstechnologie zu innovativen Methoden der Früherkennung. Damit ermöglichen wir gezieltere Diagnosen und verbessern entscheidend die Patientenversorgung. [www.siemens.com/answers](http://www.siemens.com/answers)

Answers for life.

**SIEMENS**



Ich Plumel die Judin Maister Murgkleins wittib zu marchburg...

»Ich Plumel die Judin Maister Murgkleins wittib zu marchburg...« Bestätigung einer Übergabe von Gerichtsbriefen, StLA 5790, 1442 April 27



Frauen, damit sich diese nicht von ihrer Verpflichtung ausnehmen konnten. Jüdinnen wurden sichtlich nicht in erster Linie als Angehörige eines Geschlechts und auch nicht einer Religionsgemeinschaft wahrgenommen, sondern als Berufsgruppe, nämlich diejenige der Darlehensgeber/innen. In Anbetracht der Tatsache, dass die geschlechtsneutrale Sprache in öffentlichen Verordnungen, Gesetzen und anderen Texten in Österreich erst seit 2. Mai 2001 verpflichtend ist, wirken diese spätmittelalterlichen Erlässe überaus fortschrittlich.

Äußerst negativ auf die Wahrnehmung jüdischer Frauen in den nachfolgenden Generationen wirkte sich die Nicht-Überlieferung ihrer Beteiligung an Rechtsprozessen aus, was lange Zeit den Eindruck erweckte, Jüdinnen seien nicht vor Gericht zugelassen. Einen deutlichen Hinweis auf ihr Recht, vor dem Rabbinatsgericht zu erscheinen, bringt folgende Urkunde, die im Zusammenhang mit der Einmischung christlicher Obrigkeiten in innerjüdische Angelegenheiten sehr oft zitiert wurde: Am 4. Mai 1407 ernannte König Ruprecht von der Pfalz den Rabbiner Israel von Rothenburg ob der Tauber zum Hochmeister *uber alle juden vnd judynn in Tutschen landen*. Er sollte als beedeter königlicher Beamter die oberste Gerichtsbarkeit nach jüdischem Recht über sei-

ne Glaubensgenossen und -genossinnen ausüben und sämtliche Abgaben des Reiches von ihnen einheben. Gegen diese Ernennung über die Betroffenen hinweg – und im klaren Widerspruch zum jüdischen Recht – protestierte unter der Führung der Nürnberger jüdischen Oberschicht eine Gruppe von reichen Juden und auch Jüdinnen und ließ Israel bannen. Die letzte Behandlung dieser und anderer Urkunden ähnlichen Inhalts erfolgte 2003 von Yacov Guggenheim, doch fand er die Beteiligung von Frauen nicht erwähnenswert.<sup>4</sup> Zur Prozessführung von Frauen vor christlichen Gerichten gibt es für den Zeitraum bis 1500 nur wenige überlieferte Fälle, doch zeigen sie immerhin die Möglichkeit auf, die vor allem für Witwen bestand. Zum Beispiel protestierte die betagte Witwe Hindel von Wiener Neustadt beim königlichen Palatin Stefan Szapolyai in Ödenburg/Sopron gegen eine widerrechtliche Einhebung von Abgaben, und Gütel, Merchleins Witwe von Judenburg, klagte beim dortigen Stadt- und Judenrichter einen Christen auf die Bezahlung seiner Schulden.<sup>5</sup> Die Richter urteilten in beiden Fällen zu Gunsten der Klägerinnen.

Nicht nur Quelleneditionen, sondern auch die Verfasser der Sekundärliteratur erwähnten Frauen im Zusammenhang mit rechtlichen und wirtschaftlichen

Links: Oberer Teil einer Ketuba (Ehevertrag) aus Krems, 5152 seit Erschaffung der Welt (1391/92) © Österreichische Nationalbibliothek, Inv.-Nr. Cod. Hebr. 218

Siegel der Disslob bat Mosche. Faksimile Wachs © Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Reichsstadt Regensburg, Urk. 3046



Aktivitäten nur mangelhaft. Als »Pionier« quantifizierte Michael Toch 1993 die für das jüdische Ortslexikon Germania Judaica eingesehenen Geschäftsurkunden und errechnete, dass die hohe Zahl von einem Viertel aller Darlehen von Frauen gegeben wurde, und zwar entweder selbstständig oder an führender Stelle in einem Konsortium. Für die Erfassung der stillen Teilhabe durch finanzielle Beteiligung steht kein methodisches Instrument zur Verfügung, doch sie war sicher ebenfalls maßgeblich. Durch diese bahnbrechenden Ergebnisse inspiriert, untersuchte ich den weiblichen Anteil der österreichischen Darlehen und stellte fest, dass die Beteiligung bis zu einem Drittel betragen konnte. Dies betraf allerdings die Einträge in den sogenannten »Gedenkbüchern« der Wiener Neustädter Bürgermeister zwischen 1442–1482, welche kleine bis mittlere Darlehen an Bürger und Bürgerinnen verzeichneten. Geschäfte mit hohen Summen an hochgestellte Persönlichkeiten führten jedoch meist Männer, die wenigen Ausnahmen bestätigten nur die Regel. Bei den mittleren Darlehen, welche die solide Basis der jüdischen Einkommen bildeten, waren Frauen jedoch maßgeblich beteiligt. Diese Relevanz von Frauen für das mittelalterliche Wirtschaftsleben erklärt ihre oben dargestellte Nennung in Steuererlässen.

## »... was nicht sein darf«. Männerrollen jüdischer Frauen

Unter den Geldleiherinnen gab es immer wieder Frauen meist aus prominenten Familien, welche Darlehen in der Höhe von Hunderten und Tausenden Pfunden und Gulden vergaben und dadurch den größten Anteil an der Steuersumme alleine bestritten. Die Aktivitäten dieser Frauen sind meist urkundlich gut überliefert, weil ihre Geschäftspartner Herrscher, Adelige, Klöster oder Städte waren, deren Urkunden sicher in Archiven verwahrt sind. Aus diesem Grund finden sie sich auch größtenteils in der Forschungsliteratur wieder. Trotzdem trat bei bislang zwei bekannten Geldleiherinnen der skurrile Fall ein, dass sie für Männer gehalten wurden, vermutlich, weil sich der Autor nicht vorstellen konnte, dass tatsächlich eine Frau derart maßgebliche Geschäfte betrieb. Einem Regionalhistoriker wie Hermann Kittel kann man eventuell nachsehen, dass er eine Person mit dem doch ziemlich weiblich klingenden Namen »Plume« zu einem Mann macht: »Zwischen 1350 und 1420 stammten etwa neun Juden aus Korneuburg, die allerdings meist in Wien wohnten. Unter den Korneuburger

## Die Bernsteinstraße Evolution einer Handelsroute 11.04.2008 - 11.11.2008



Sonderausstellung im  
Landesmuseum Burgenland

Landesmuseum  
Burgenland

Juden waren zu dieser Zeit bedeutende Männer zu finden. Baruch, der Sohn des zwischen 1348 bis 1393 genannten Klosterneuburger Juden Plume, war Verwalter der Korneuburger Gemeindegasse und Vertreter der Judenzeche.«<sup>6</sup> Nicht nachvollziehbar ist eine solche Oberflächlichkeit bei renommierten Historikern, wie dies Martin Dolch im Fall der Rose Welen aus Kaiserslautern nachgewiesen hat.<sup>7</sup> Laut einer Urkunde von 1344 begibt sich Rose unter die Herrschaft des Erzbischofs Balduin von Trier und leistet darüber einen Eid auf die Tora: *Ich Rose Welen, ein juden zu Lutern* bekundet, sich dem Erzbischof Balduin von Trier mit Leib und Gut zu überantworten, weder sich selbst noch Vermögen ohne seine Erlaubnis außer Landes zu bringen und darüber einen Eid *auf hern moyses buch* zu schwören. Bezeugt und beglaubigt wurde die Übereignung von christlichen und jüdischen Zeugen sowie von Bürgermeister und Rat von Kaiserslautern: Sie bekennen, dass sie die Urkunde auf Bitte *der egenanten Rosen* gesiegelt hatten. Der erste Editor dieser Urkunde, Karl Lamprecht, sah trotz deutlicher Schreibung das -r in *der egenanten Rosen* nicht und fügte stattdessen die männliche Geneti-

endung -s hinzu. Somit hatte er einen Mann vor sich und formulierte das Kopfrege: »Der Jude Rose Welen zu Kaiserslautern trägt sich und sein Gut dem Erzbischof Balduin auf.«<sup>8</sup>

Eine fehlerhafte Lesung ist zwar bedauerlich und vermutlich mit dem unmöglichen Dafürhalten einer weiblichen Ausstellerin von solcher Bedeutung zu erklären, doch ist dies aus dem Erfahrungshorizont eines Historiker des späten 19. Jahrhunderts verständlich. Aber auch die Verwender der Urkunde nach ihm übernahmen seine Sicht. Martin Dolch versuchte, den blinden Fleck seiner Kollegen damit zu erklären, dass Rose ein zwar »vorwiegend weiblicher« Name sei, es aber doch zwei französische Belege für einen Mann dieses Namens gebe, und er führt einen Straßburger Juden namens *Juceff Rosa, alias vocatus Sosan judeus de Estraborch*, aus dem Jahr 1381 an: »Da weiter unten gute Gründe für die Annahme genannt werden, dass Rose Welen (die *Welsche*, Romanische, Französische, Anm. M. K.) aus Frankreich nach Deutschland gekommen war, wollen wir die dortigen Gewohnheiten berücksichtigen und den Namen als nicht geschlechtsspezifisch betrachten«.



Studierende und diskutierende Frauen, Darmstädter Haggada, Oberrhein um 1430 © Hessische Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt

Allerdings irrt hier Dolch. Der Mann heißt *Juceff*, also Josef, und trägt als Beinamen ein Matronym, Rosa, hebräisch *Schoschana*. Dolch kannte sichtlich den Brauch mittelalterlicher Juden nicht, sich unter bestimmten Umständen nach der Mutter zu nennen, etwa bei früher Verwitwung oder großer Prominenz derselben.

## Männerrollen oder: Frauen in Gemeindeämtern

Das Beispiel der Rose Welen zeugt vielleicht von schlammiger Lesung, verbunden mit einem auf männliche Handlungspersonen gerichteten Blick, der die letztendliche Interpretation beeinflusste. Ausschließlich letzterer erklärt jedoch das konsequente Übersehen von offenkundigen Inhalten, wenn sie mit Lehrmeinung und Weltbild nicht zusammenpassten. Frauen, denen ihr Vermögen und ihre Kontakte Macht und Ansehen in der Gemeinde und bei den christlichen Obrigkeiten verschafften, konnten bisweilen Funktionen übernehmen, von denen Frauen ansonsten ausgeschlossen waren. Notsituationen begünstigten die Möglichkeit für außer-

ordentliche – »männliche« – Aktivitäten. Bedeutende Geschäftsfrauen traten beispielsweise bei Gefahr von Leib und Leben als Unterhändlerinnen ihrer *Kehila* auf, so Eva vom Buchsbaum in Frankfurt am Main 1439 und 1442 wegen außerordentlicher Zahlungen, und Gutrat und Bela von Regensburg 1478–1480, zur Auslösung der wegen eines Ritualmordvorwurfs inhaftierten Gemeindeglieder. Beide sind in Überblicksdarstellungen ihrer jeweiligen Gemeinden nur marginal erwähnt; die eingehende Erforschung ihrer diplomatischen Aktivitäten ist ein Desiderat.

Auch zu den beiden Regensburger Jüdinnen Kaendlein und Joseppine, welche in den Quellen eindeutig als Vorsteherinnen der Regensburger Gemeinde angeführt sind, ist noch keine Untersuchung erschienen. Ihr sensationelles De-Facto-Amt als *Parnasset*, die nicht existierende weibliche Form des *Parnass*, des Vorstehers, hat bisher in den Arbeiten zur Regensburger jüdischen Gemeinde keine Erwähnung gefunden. Die Machtkonstellationen und politischen Umstände, welche zu diesem Phänomen der Rollenumkehr geführt haben, wären eine genaue Untersuchung wert.



... wie die **Friedrich und Lillian Kiesler-Privatstiftung**. Der Nachlass dieses bedeutenden Architekten kann so bewahrt und erforscht werden. Sein Einfluss als bildender Künstler, Designer, Bühnenbildner und Theoretiker auf das Zeitgenössische wird veranschaulicht. Die Österreichischen Lotterien sind ein Stiftungsmitglied.

Österreichische Friedrich und Lillian Kiesler-Privatstiftung  
Mariahilfer Straße 1B, 1060 Wien, Tel. +43 1 513 0775, [www.kiesler.org](http://www.kiesler.org)  
Mo-Do 10-18 Uhr, Fr 10-14 Uhr (u. nach Vereinbarung) Sa, So und Feiertag geschlossen



österreichische  
**LOTTERIEN**



Oben: Bücher-Frauen: Die Mondgöttin Diana und die lesenden Frauen aus Christine de Pizans »Otheas Sendbrief an Hektor« © British Library, MS Harley 4431

Links: Christine de Pizan belehrt eine Gruppe von Männern © British Library, MS Harley 4431

In Österreich gibt es bis dato nur ein derartiges Beispiel weiblicher Machtposition, welches ebenfalls von sämtlichen dazu Publizierenden in seiner Bedeutung verkannt wurde. Es handelt sich um eine Urkunde aus Radkersburg vom 8. November 1338. Darin bekundete Seld von Radkersburg für sich, ihren Mann Izchak und ihren Sohn Jakob, sich mit den Radkersburger Juden bezüglich der Einhebung und Übergabe der Steuern geeinigt zu haben, die sie den Herren und Bürgern von Radkersburg entrichtet hatten. Die ausständigen Beträge waren der Familie von den Radkersburger Juden bezahlt worden – sie hatte also die Steuern sichtlich vorgestreckt.

In Radkersburg bestand zwar nur eine relativ kleine jüdische Gemeinde mit etwa siebzig bis hundert Mitgliedern, sie verfügte aber über eine eigene Synagoge und eine Verwaltungsorganisation. Seld, Izchak und Jakob sind in der Urkunde nicht als bestimmte Funktionäre bezeichnet, doch lässt sich aus der Beschreibung ihrer Handlungen und zukünftigen Aufgaben

eindeutig schließen, dass sie Steuerbeamte (*Gabaim*) ihrer Gemeinde waren, allen voran die erstgenannte Ausstellerin. Seld, ist, wie ich vermute, die Großmutter des Musch, Isserleins Enkel von Marburg, und somit Angehörige einer prominenten Geldleiherfamilie. Sie ist die bisher einzige Trägerin eines jüdischen Gemeindeamtes im mittelalterlichen Österreich, was bisher noch kein Historiker gewürdigt hatte, und ein hervorragendes Beispiel des in der Einleitung erwähnten Konzepts von »doing gender«: Ihre Tätigkeit ist dem männlichen Aufgabenbereich zugeordnet, wird aber nicht mit dem korrekten Begriff bezeichnet, vielleicht, weil es für solche Grenzgängerinnen keinen zeitgenössischen Terminus gab. Ob sie den Forschenden mit einer deutlicheren Bezeichnung aufgefallen wäre, muss unbeantwortet bleiben.

»Weil, so schließt er messerscharf, nicht sein kann, was nicht sein darf.« So stellt Palmström in Christian Morgensterns Gedicht »Die unmögliche Tatsache« fest, dass er seinen eigenen Unfalltod nur geträumt haben

kann, weil am Ort des Unglücks ja keine Autos fahren dürfen. Ähnlich verhält es sich mit Erkenntnissen der Forschung: Solange bestimmte Fakten außerhalb des Erfahrungshorizonts und der Denkmöglichkeit der Historiker/innen liegen, können sie noch so explizit in den Quellen stehen, sie werden nicht wahrgenommen oder sie werden – siehe Karl Lamprecht – stillschweigend korrigiert und damit zensiert. Jede Zeit stellt ihre Fragen aufs Neue; aus den blinden Flecken früherer Forschender ist daher leicht zu schließen, dass auch wir in unserer Gegenwart gefangen und befangen sind und aufgrund noch nicht entwickelter Methoden Offensichtliches (noch) nicht sehen. Geschichte, und in unserem speziellen Fall, die Erforschung der jüdischen Geschichte, wird also ein spannendes Unternehmen bleiben. △

## Anmerkungen

- 1 Dieser Beitrag erschien mit ausführlichem wissenschaftlichen Apparat im Ausstellungskatalog »Beste aller Frauen. Weibliche Dimensionen im Judentum.« (Hrsg. von Gabriele Kohlbauer-Fritz. Jüdisches Museum Wien, Juni 2007), S. 99–107. Herzlichen Dank an die Herausgeber für die Druckerlaubnis!
- 2 Renate Bridenthal, Claudia Koonz u. a., *Becoming Visible: Women in European History*. Boston<sup>2</sup> 1987.
- 3 Zum Beispiel in der Zedakaordnung für Bamberg 1460, Rabbi Mosche Minz, Sche'elot u Teschuwot. Hrsg. von Jonatan Dumaw. Jerusalem 1991, S. 244f., Nr. 60, hier S. 244.
- 4 Yacov Guggenheim, »A suis paribus at non aliis iudecentur«: jüdische Gerichtsbarkeit, ihre Kontrolle durch die christliche Herrschaft und die »obersten rabi gemeiner Judenschaft im heiligen Reich«. In: Christoph Cluse, Alfred Haverkamp, Israel Yuval (Hrsg.), *Jüdische Gemeinden und ihr christlicher Kontext in kulturäumlich vergleichender Betrachtung (5.–18. Jahrhundert)*. Trier 2003, S. 405–439.
- 5 Martha Keil, *Geschäftserfolg und Steuerschulden. Jüdische Frauen in österreichischen Städten des Spätmittelalters*. In: Günther Hödl, Fritz Mayrhofer, Ferdinand Opll (Hrsg.), *Frauen in der Stadt*. Linz 2003, S. 37–62, hier S. 47–49.
- 6 Hermann Kittel, »Judeisapta, der Juden verhaissen und gesegnet landt«. *Die Juden in Korneuburg, anlässlich 700 Jahre Korneuburger Pogrom (Teil 1)*. In: *Korneuburger Kultur Nachrichten 2005/Heft 3–4*, S. 2–23.
- 7 Martin Dolch, *Rose Welen, eine Jüdin in Kaiserslautern. Analyse der Urkunde von 1344-Januar-2*. In: *Pfälzer Heimat 47 (1996)*, S. 98–100.
- 8 *Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter: Untersuchungen über die Entwicklung der materiellen Kultur des platten Landes auf Grund der Quellen zunächst des Mosellandes, in 3 Bänden*. Aalen 1969 (2. Neudruck der Ausgabe von Leipzig 1886), Band 3, S. 189, Nr. 160; Dolch, *Rose Welen*, S. 99.

## Literatur

- Abraham Grossman, *Pious and Rebellious. Jewish Women in Medieval Europe*. Hannover-London 2004.
- Martha Keil, »Maistrin« und Geschäftsfrau. *Jüdische Oberschichtfrauen im spätmittelalterlichen Österreich*. In: Sabine Hödl, Dies. (Hrsg.), *Die jüdische Familie in Geschichte und Gegenwart*. Berlin-Bodenheim/Mainz 1999, S. 27–50.
- Dies., »Und sie gibt Nahrung ihrem Haus«. *Jüdische Geschäftsfrauen im spätmittelalterlichen Aschkenas*. In: *Europas Juden im Mittelalter*. Hrsg. vom Historischen Museum der Pfalz Speyer. Speyer 2004, S. 83–89.

Dies., *Jüdinnen als Kategorie? Judinne in obrigkeitlichen Urkunden des deutschen Spätmittelalters*. In: Rolf Kießling, Peter Rauscher, Stefan Rohrbacher, Barbara Staudinger (Hrsg.), *Räume und Wege. Jüdische Geschichte im Alten Reich 1300–1800 (Colloquia Augustana 25)*, Augsburg 2007, S. 335–361.

Dies., *Mobilität und Sittsamkeit: Jüdische Frauen im Wirtschaftsleben des spätmittelalterlichen Aschkenas*. In: Michael Toch (Hrsg.), *Wirtschaftsgeschichte der mittelalterlichen Juden (Schriften des Historischen Kollegs München, Kolloquien 71)*. München (im Druck), S. 153–180.

Michael Toch, *Die jüdische Frau im Erwerbsleben des Spätmittelalters*. In: Julius Carlebach (Hrsg.), *Zur Geschichte der jüdischen Frau in Deutschland*. Berlin 1993, S. 37–48.



20 Jahre "Institut für  
jüdische Geschichte Österreichs"

Herzlichen Glückwunsch  
zu Ihrem Jubiläum!

Mit freundlichen Grüßen

Ihr  
Dr. Matthias Tschirf  
Klubobmann der ÖVP Wien

**ÖVP** wien  
RATHAUSKLUB

20  
Jahre

Die Volkspartei Niederösterreich gratuliert dem  
„Institut für Geschichte der Juden in Österreich“  
zum 20-jährigen Jubiläum.

# Esslein Ausch und das Judenhaar

## Über Irrwege in der jüdischen Geschichte

### Ein angeblicher Ritualmord

Im Jahr 1529 geriet die Welt für die Marchegger Juden, die, 1497 aus der Steiermark vertrieben, erst um 1500 in der Grenzstadt angesiedelt worden waren, aus den Fugen. Im nahe gelegenen ungarischen Ort Pösing (heute Bezinok, Slowakische Republik) waren die dortigen Juden eines Ritualmordes angeklagt worden. Ein christlicher Junge sollte verschwunden und von Juden getötet worden sein. Die Grafen Franz und Wolfgang von Pösing, die selbst bei den Juden hoch verschuldet waren und denen daher die Anklage mehr als gelegen kam, ließen die Verdächtigen unter Folter verhören – und tatsächlich: Ein Jude, Esslein Ausch, gestand unter der Marter, die schreckliche Tat gemeinsam mit den anderen Juden verübt zu haben. Die jüdische Gemeinde von Pösing wurde daraufhin auf dem Scheiterhaufen verbrannt und Entsetzen über die Hinrichtung, die doch ganz offensichtlich von den Grafen zur Schuldentilgung durchgeführt worden war, verbreitete sich. Als nun auch die Grafen von Salm die Marchegger Juden eines Ritualmordes beschuldigten, eilten diese zu ihrem Landesfürsten Ferdinand I. und baten ihn um Hilfe, die dieser nicht verwehrte. Damit waren die Marchegger Juden gerettet.

Der Hilferuf der jüdischen Gemeinde von Marchegg und die Anordnung Ferdinands I., seine Juden zu schützen, diente bisher als wichtige Quelle zu den Vorfällen in Pösing. Der Bericht der Marchegger Juden über das Unglück, das ihren Nachbarn zugestoßen war, ist außergewöhnlich ausführlich, denn schließlich waren im 16. Jahrhundert die Zeiten vorbei, in denen Juden wegen angeblicher Ritualmorde hingerichtet wurden. Die Quelle, die im Wiener Hofkammerarchiv aufbewahrt wird,<sup>1</sup> ist schon lange in der Forschung bekannt. Bereits 1876 veröffentlichte der jüdische Historiker

Gerson Wolf in seiner »Geschichte der Juden in Wien (1156–1876)« eine Transkription der Schriftstücke.<sup>2</sup> Von seinem Werk aus fand die Quelle Verbreitung in der historischen Forschung und wird noch heute zitiert.

Jedoch unterliefen Gerson Wolf einige Lesefehler, von denen einer der Geschichte der Juden von Pösing eine besondere Wendung geben sollte: Denn Esslein Ausch, den Pösinger Juden, der unter Folter den Ritualmord gestanden hatte, gibt es nicht – und gab es auch nie. Ob eine Vorliebe für Einzeltäter der Grund für diesen Lesefehler gewesen sein mag, wissen wir nicht. Doch ist es sicherlich ungleich dramatischer, einem Einzelnen in Gedanken unter die Folter zu folgen und seinen Zusammenbruch imaginativ mitzuerleben. Die Realität nimmt sich dagegen etwas weniger spannend aus: So berichten die Marchegger Juden, dass die Pösinger Grafen die Juden unbarmherzig unter schwere Folter gezwungen hätten, so dass »Etlich Auch« ihnen sagten, was die Grafen hören wollten. Aus »Esslein Ausch« wurden durch ein Nachlesen in den Quellen »etliche Juden«, die unter der Folter gestanden; der namentlich genannte »Geständige« ist somit verschwunden.

### Ein vergifteter Brunnen

Über Irrwege in der jüdischen Geschichte zu schreiben, mag auf den ersten Blick ein spannendes und nicht zuletzt auch unterhaltsames Thema sein, das aufzeigt, dass die Grenze zwischen wissenschaftlicher Interpretation und Phantasie manchmal nicht zu ziehen ist. Außerdem offenbart sich auf humoristische Weise, was Historiker und Historikerinnen manchmal gerne lesen würden, obwohl es nicht dasteht. Sieht man jedoch genauer hin, ist der Unterhaltungswert solcher historischen »Hoppalas« nicht immer groß. So zeigt denn das Marchegger Beispiel, dass die Pösinger Juden offensicht-



## Barbara Staudinger

*Darstellung eines rothaarigen verräterischen Judas. Triptychon-Mitteltafel, aus dem Umkreis des Meisters der Verduner Altar-Rückseite © Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit*

lich so schwer gefoltert wurden, dass mehrere eine Tat gestanden, die sie nie begangen hatten. Und es beweist auch, wie weit unser Wunsch, einen »Täter« festmachen zu können, von der Realität, die zumeist vielschichtiger und komplizierter ist, entfernt ist.

Ein anderes Beispiel geht in eine ähnliche Richtung: Recherchen zu den Hintergründen der Ausweisung der Wiener Juden 1669/70 ergaben ein ganzes Bündel an Motiven, die Kaiser Leopold I. bewogen haben mochten, gegen den Rat seiner Hofkammer die Vertreibung der Wiener Juden zu beschließen. Vom Aberglauben der Kaiserin Margarita Teresa, einer spanischen Infantin, ist zum Beispiel die Rede, die meinte, keinen Thronfolger gebären zu können, solange Juden in Wien lebten. Tatsächlich war 1668 der Thronfolger, Ferdinand Wenzeslaus, im Kindesalter verstorben. Ein Jahr später brachte die Kaiserin zwar eine gesunde Tochter zur Welt, aber die Schwester Leopolds erkrankte schwer. Nur einen Tag bevor das endgültige Ausweisungsdekret erlassen

wurde, erlitt die Kaiserin eine Fehlgeburt, so dass der schwedische Resident am Hof, Esaias Pufendorf dazu in sein Tagebuch notierte: *Dann sie [die Kaiserin] hette sich eingebildet, daß sie weder einen Printzen kriegen noch behalten könnte, so lange Juden in der Stadt waren. Voicy la veritable raison de l'eloignement des Juifs.*<sup>3</sup>

Darüber hinaus war 1665 ein Mord in der Nähe der Judenstadt geschehen: Der Körper einer christlichen Frau war zerstückelt in einer Pferdetränke der Judenstadt gefunden worden – ein unaufgeklärter Mord, der zu Ausschreitungen gegenüber der Judenschaft führte. Gewaltausbrüche konnten nur durch ein kaiserliches Schutzpatent verhindert werden. Der Brand der Hofburg 1668 sowie der Vorwurf, die Juden würden das Osmanische Reich, mit dem man Krieg führte, unterstützen, taten das Weitere: Ende der 1660er-Jahre spitzte sich die Lage entscheidend zu, antijüdische Randale, die Agitation der Geistlichkeit, die vehementen Forderungen der Bürgerschaft nach Vertreibung der Juden sowie

nicht zuletzt auch die jüdenfeindliche Einstellung der Kaiserin beeinflussten die letztendliche Entscheidung des Kaisers, die Juden aus Wien und Österreich unter der Enns auszuweisen.

In diese antijüdische, von Vorurteilen und Verdächtigungen geprägte Atmosphäre, wie sie in der Forschungsliteratur beschrieben wird, passt folgender Vorfall sehr gut: Ein Brunnen, aus dem immer das beste Wasser in der Stadt geschöpft worden war, war plötzlich vergiftet. Das Wasser stank und schmeckte schlecht. Als man der Sache auf den Grund gehen wollte und nachsuchte, fand man, so ist es in der Forschungsliteratur zu lesen, ein Bündel mit einigen Tierkadavern sowie einem »jüdischen Haar«.<sup>4</sup>

Doch was ist ein »jüdisches Haar« und warum hatte dies den Brunnen vergiftet? Brunnenvergiftung war bereits ein mittelalterlicher Vorwurf, den man gegen Juden erhob und der oft genug zu Pogromen geführt hatte. Dass diese Anschuldigung, die eigentlich in der Frühen Neuzeit nicht mehr zeitgerecht war, auch im Zusammenhang mit der Ausweisung der Wiener Juden eine Rolle spielte, war jedoch neu.

Das »Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens« kennt den Begriff »Judenhaar«: Unter dem Schlagwort »Jude/Jüdin« ist nachzulesen, dass die Kopfhaare eines Neugeborenen als »Judenhaare« bezeichnet wurden, die erst durch die Taufe gereinigt werden konnten.<sup>5</sup> Dem Haar kommt hierbei *pars pro toto* die heidnische, sogar teuflische Ausstrahlung eines ungetauften Säuglings zu. Erst die Taufe errettet die Seele und wäscht das »Jüdische« von dem Kind ab. Dies zeigt bereits eine interpretatorische Richtung an: Juden und der Teufel standen im jüdenfeindlichen Diskurs in einem Naheverhältnis

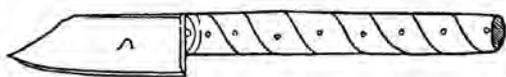
zueinander, wie auch zum Beispiel Darstellungen von Juden mit einem Ziegenbock illustrieren. Neben diesem Hinweis ist außerdem als Marginalie angemerkt, dass ein Kind, das aus der Verbindung eines »harmlosen« (d.h. wohl jungfräulichen) Mädchens mit einem Juden hervorging, mit roten Haaren zur Welt kam. Und Rothaarigkeit war schließlich auch ein Attribut, das in der Frühen Neuzeit mit Hexen (auch hier ein Naheverhältnis zum Teufel) in Zusammenhang gebracht wurde. Was soll man sich also unter dem »Judenhaar«, das den Wiener Brunnen um 1670 angeblich vergiftet hatte, vorstellen? Ein rotes Haarbüschel oder den Flaum eines Neugeborenen? Das »Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens« hat hierauf keine Antwort.

Eine weitere Möglichkeit, sich über Begriffe, die auch in der Frühen Neuzeit verwendet wurden, zu informieren, bietet das »Deutsche Wörterbuch« der Gebrüder Jacob und Wilhelm Grimm. Dieses ursprünglich in 16 Bänden erschienene bzw. heute auch online verfügbare Kompendium<sup>6</sup> ist eines der wichtigsten Hilfsmittel für Historikerinnen und Historiker, heute nicht mehr verständliche Begriffe in ihrer zeitgenössischen Bedeutung nachzuschlagen. Den Begriff »Judenhaar« sucht man im so genannten »Grimmschen Wörterbuch« allerdings vergeblich. Hingegen finden sich zwei weitere interessante Einträge, die Anlass zu neuen Interpretationen der angeblichen Wiener Brunnenvergiftung geben: Zum einen verweist der Eintrag »Judenzopf« auf einen Artikel zu dem Begriff »Weichselzopf«. Beim »Weichselzopf« (*plica Polonica*) handelt es sich um eine Verfilzung des Haupthaars, die durch ein Ekzem an der Kopfhaut – zumeist aufgrund mangelnder Hygiene bzw. durch ungenügendes Kämmen oder, so der Volks-



**Ein erschrockenlich geschicht und  
Mordt / So von den Juden zu  
Pösing ( ein Marctt in Hungarn gelegen ) an einem  
Namjähigen Anäblein bezangen / wie sie das jäm-  
lich gemartert / geschlagen / gestochen / geschnitten und  
ermorde haben. Darumb dann biß in die dreißigst Jä-  
den / Mann und Weibs personen / vmb yhr mißhand-  
lung / auff Freitag nach Pfingsten / den. vri. tag May /  
des. M. D. und. ffr. jare / verpennt worden seind.**

**Form und gestalt eines Messers  
damit sie das Kind gemartert haben.**



Titelblatt eines Flugblatts zum Ritualmordvorwurf in Pösing 1529. Entnommen aus: Heinz Schreckenberg, *Die Juden in der Kunst Europas. Ein historischer Bildatlas.* Freiburg-Basel-Wien 1996, S. 296

Unten rechts: Judenverbrennung, 3 Mal verwendeter Holzschnitt in der *Weltchronik* des Hartmann Schedel (Nürnberg, Anton Koberger, 1493), Blatt CCXX v, CCLCII v, CCCXX v. Entnommen aus: Heinz Schreckenberg, *Die Juden in der Kunst Europas. Ein historischer Bildatlas.* Freiburg-Basel-Wien 1996, S. 372.

Unten links: Flugschrift gegen den diebischen Juden Amschel (1671). Das Bild ist vom Frankfurter Judensau-Motiv beeinflusst (Reiten auf Sau und Ziegenbock) und enthält eine verspottende »Grabinschrift«. Entnommen aus: Heinz Schreckenberg, *Die Juden in der Kunst Europas. Ein historischer Bildatlas.* Freiburg-Basel-Wien 1996, S. 367.

glaube, durch einen Kobold – hervorgerufen wird. Das Hauptverbreitungsgebiet des Weichselzopfes ist, wie schon der lateinische Name vermuten lässt, Polen.<sup>7</sup> Die Bezeichnung »Judenzopf« könnte vielleicht mit der regionalen Herkunft des Phänomens erklärt werden, da die jüdische Bevölkerung in Polen in weiten Teilen der Unterschicht angehörte, vielleicht aber auch mit der Zauberkunst des Kobolds, denn auch Juden standen im Verdacht, über geheime Zauberkräfte zu verfügen.

Könnte es sich also bei dem vermeintlichen »Judenhaar« um so einen »Weichselzopf« gehandelt haben? Dagegen spricht nicht nur die doch etwas weit hergeholte Begrifflichkeit, sondern auch, dass man dem Wechsel- oder auch Wichtelzopf keinerlei giftige Wirkung zusprach.

Ein weiterer Artikel scheint daher mehr zu versprechen: Unter dem Begriff »Judenharz« wird man auf folgende Bezeichnungen verwiesen: *bitumen asphaltum* (auch »Judenpech« oder »Judenleim«). Schlägt man wiederum unter Judenleim nach, erfährt man, dass es sich um ein Harz handelt, das angeblich im Toten Meer vorkommt. Mehr weiß das Grimmsche Wörterbuch nicht, jedoch kann das so genannte »Zedlersche Universallexikon«, das aus dem 18. Jahrhundert stammt, mehr berichten: So findet sich unter dem Begriff »Bitumen Iudaicum« (Judenpech, Judenharz) der Hinweis, dass dieses überaus übel riechende Harz Gewässer vergiften soll, so dass Vögel, die darüber fliegen, tot vom Himmel fallen.<sup>8</sup>

Kehren wir zurück zum Brunnen in der Wiener Altstadt, der plötzlich kein genießbares Wasser mehr gab. Ein Bündel mit Tierkadavern und ein Stein, der »Judenharz« genannt wird, hatte augenscheinlich das Gewässer verschmutzt. Doch was nun eine zumindest mögliche schlüssige Erklärung zu sein schien, entpuppte sich beim Nachlesen in der Quelle schnell als Irrweg. Denn in der Quelle, einem Schreiben Johann Maximilian von Lamberg, stand mitnichten »Judenhaar« bzw. »Judenharz«, sondern es war von einem »indianischen Hahn« die Rede. Truthähne, die aus Südamerika stammen und im 16. Jahrhundert nach Europa kamen, werden noch heute in Wien »Indianer« genannt.

Des Rätsels Lösung ist somit, dass ein Lesefehler aus einem durch tote Tierkörper vergifteten Brunnen eine angebliche Brunnenvergiftung durch Juden gemacht hatte. Die Inszenierung der Vertreibung der Juden aus Wien, bei der auch irrationale Gründe eine Rolle gespielt haben dürften, machte es nahe liegend, in einer generell durch antijüdische Vorurteile getragenen Stimmung neben einer Kollaboration mit dem osmanischen Erbfeind, die den Juden als »Feinde der Christen« ebenfalls vorgeworfen wurde, auch an den Vorwurf einer Brunnenvergiftung zu glauben. Erst das nähere Nachdenken darüber, was denn »ein« jüdisches Haar gegenüber einem nichtjüdischen auszeichnet, so dass man diese voneinander unterscheiden könnte, deckte nach einem ausführlichen Exkurs in die Welt der antijüdischen Vorurteile und Bilder den Fehler auf.

Wesentlich interessanter als das Ergebnis der Nachforschungen war jedoch der Weg dorthin. Er zeigt nicht zuletzt, wie tief antijüdische Vorurteile im Sprachgebrauch verankert waren bzw. welche magischen Vorstellungen man mit Juden verband (und teilweise heute noch verbindet). Somit hat die Spurensuche im kulturellen Archiv des Antisemitismus, auch wenn sie letztlich keine Erklärung für die angebliche Brunnenvergiftung präsentieren konnte, auch dazu beigetragen, den jüdenfeindlichen Hintergrund in Wien um 1670, der sich aus diesen und anderen Vorurteilen und Mythen zusammensetzte und letztlich die Vertreibung der Juden beförderte, besser zu verstehen.

### Ein gemarterter Jude

Die Einbeziehung des Kontextes ist einer der wichtigsten Grundsätze der Geschichtswissenschaft: ohne den »größeren Zusammenhang« werden zum Beispiel Ortsgeschichten isoliert, abgetrennt von all dem, was rundherum geschieht, betrachtet und ergeben damit ein unrichtiges Bild. Viele derartige Darstellungen finden sich leider noch immer in der heimatgeschichtlichen

Literatur, in der man etwa die Vermutung lesen kann, die Vertreibung von 1670 hätte nur einen einzelnen Ort betroffen. Was hier offensichtlich ins Auge sticht, ist bei komplizierteren Sachverhalten nicht immer leicht zu erkennen. Dies ist bei der so genannten »Frankfurter Rabbinerversammlung« oder auch »Rabbinerverschwörung« der Fall, die in keinem Handbuch zur jüdischen Geschichte in der Frühen Neuzeit fehlt.

Um die Organisation der Juden im Heiligen Römischen Reich zu stärken, trafen sich zur Herbstmesse des Jahres 1603 zahlreiche Vorsteher und Rabbiner einzelner jüdischer Gemeinden. Die Tagung beschloss die Einrichtung von fünf Rabbinatsgerichten für innerjüdische Rechtsstreitigkeiten und versuchte eine einheitliche Besteuerung aller Juden und Jüdinnen des Reiches durchzusetzen. Zudem wurden einige Bestimmungen zur jüdischen Geschäftspraxis und zum Zusammenleben mit Christen verabschiedet. Diese Beschlüsse traten jedoch nie in Kraft. Levi von Bonn, ein Kurkölnener Jude, hatte seinem Fürsten die Absicht einer Stärkung der reichsweiten Organisation der Juden verraten. Der Kurfürst erkannte das Potenzial, das in dieser Denunziation steckte, und stellte in Absprache mit Kaiser Rudolf II.



die »Rabbinerversammlung« als Verschwörung hin, die gegen die Verfassung des Heiligen Römischen Reiches gerichtet sei.

Tatsächlich hatte Levi von Bonn die anderen Juden verraten und profitierte davon. Er hielt sich an seinen Förderer Ernst von Köln, der ihn bereits zum Aufseher über alle Kurkölnener Juden bestellt hatte, um weiter Karriere zu machen. Die Informationen Levis riefen schließlich nicht nur Kurfürst Ernst und Kaiser Rudolf II. auf den Plan, sondern auch die Juden des Reiches, die sich gegen die erhobenen Vorwürfe wehren wollten. Was folgte, war eine ganze Reihe von Prozessen, die an verschiedenen Gerichten gegen Levi von Bonn auf der einen und die *Gemeine Judenheit*, also die Gesamtheit der Juden im Reich, auf der anderen Seite geführt wurden. Der Hochverratsprozess gegen die Juden des Reiches kam an das kaiserliche Gericht, den Reichshofrat.

Ebenfalls am Reichshofrat wird ab 1604 ein Prozess geführt, der nur scheinbar mit diesem im Zusammenhang steht. Ein angesehener jüdischer Arzt, Wolf von Koblenz, hatte gegen Levi von Bonn vor dem kurkölnischen Gericht geklagt; ein nach dem Synagogenbann, mit dem Levi bereits behängt worden war, weiterer Schritt im Widerstand gegen Levis Rolle in der kurfürstlichen Judenpolitik. Nachdem Levi den Prozess gewonnen hatte, führte er Klage gegen Wolf von Koblenz, vorgeblich, um die Exekution des Urteils gegen diesen gerichtlich durchzusetzen. Dies war jedoch nicht der wahre Hintergrund des Verfahrens, das letztlich dazu diente, der Judenheit nicht durch ein frühes Veröffentlichen der Hochverratsklage Zeit für die Vorbereitung einer Verteidigung zu geben. Vorgeblich wegen des Prozesses konnte Levi seine diplomatischen Reisen unternehmen und so den gezielten kaiserlichen Vorstoß gegen die Judenheit ermöglichen.

Dass dieser Prozess vorgeschoben war und ganz andere Hintergründe hatte, ist nur aus dem Kontext ersichtlich und aus der Berücksichtigung aller Quellen. Gerade so verworrene Sachverhalte neigen jedoch dazu, missinterpretiert zu werden, vor allem, wenn zur mangelnden Kenntnis des Zusammenhangs auch noch andere Fehler hinzukommen. Betrachtet man die Resolutionsprotokolle des Reichshofrats, also die Protokolle, in denen jede Gerichtssitzung und die jeweilig getroffenen Beschlüsse notiert wurden, fällt insbesondere im 16. und frühen 17. Jahrhundert die Bedeutung des Reichshofrats als Gericht und Behörde für die Juden des Reiches ins Auge. Dass sich einzelne Prozesse jedoch nicht unbedingt aus den Einträgen der Protokolle »nacherzählen« lassen, sondern es oft einer gründlicheren Recherche bedarf,

zeigen etliche Missverständnisse, die sich etwa mit der Klage des Levi von Bonn gegen Wolf von Koblenz verbunden. Die folgenreichste Fehlinterpretation beruhte dabei wiederum auf einem Lesefehler. So bekam der Prozess Levis gegen Wolf von Koblenz eine gänzlich andere Wende, als die Bearbeiter im Kläger einen angeblich von seinen Glaubensbrüdern »lahm gefolterten« Juden zu erkennen glaubten.<sup>9</sup> Da den Autoren zudem der Kontext des Prozesses unbekannt war, wurde aus dem politischen Prozess um die *Gemeine Judenheit* des Reiches eine Klage wegen schwerer Körperverletzung. Statt dem Juden, der *lam gemartt* wurde, wie es offensichtlich gelesen wurde, war jedoch einfach von dem Juden, *Levi genantt*<sup>10</sup> die Rede. Was wie ein innerjüdischer Konflikt schien, in dem sogar Gewalt angewendet wurde, entpuppte sich als Teil eines größeren Konfliktes, zu dessen Ende von einem organisatorischen Ausbau der *Gemeinen Judenheit* des Reiches keine Rede mehr sein konnte.

Auch bei diesem Beispiel verbirgt sich hinter einer Anekdote Nachdenkliches, denn sie zeigt, dass Judenpolitik – wie so oft – Instrument zur Durchsetzung partikularer Interessen war: So versprach sich Kurfürst Ernst von Köln vom Prozess gegen die *Gemeine Judenheit*

**All in One. Sprachrohr,  
Wegbereiter & Vordenker**



**All inclusive.**  
Als starke Interessenvertretung der niederösterreichischen Unternehmen ist die Wirtschaftskammer Serviceunternehmen, Berater, Vordenker, Sprachrohr und Wegbereiter in einem. Es geht uns vor allem darum, die wirtschaftlichen Bedingungen optimal zu gestalten, so dass sich die niederösterreichische Wirtschaft weiter im Wettbewerb behaupten kann.

**WKO NÖ**  
WIRTSCHAFTSKAMMER NIEDERÖSTERREICH



Seite 52: Flugblatt zur Ermordung einer Frau, deren zerstückelte Leiche im Mai 1665 in der Wiener Judenstadt gefunden wurde; Kupferstich © Albertina, Hist.Bl.Wien I (1665), 42

Links: Darstellung der Frankfurter Judengasse 1628, Kupferstich von Matthäus Merian. Dieser Teil zeigt die Judengasse und das Dominikanerkloster. Oben: die ehemalige Judengasse nach Abbruch der Westseite ca. 1880

einen finanziellen Gewinn durch seine Beteiligung an den auferlegten Strafgeldern. Kaiser Rudolf II. war ebenfalls daran interessiert, seinem Verwandten – die Mutter des Wittelsbachers war eine Habsburgerin – zu Gefallen zu sein, zumal er politische Unterstützung im Reich dringend brauchte. Die oberste Schutzherrschaft des Kaisers über die Juden im Reich, die in anderen Zusammenhängen von den Kaisern immer wieder energisch eingefordert wurde, war in diesem Fall zur politischen Manövriermasse geworden. Was der so genannten »Frankfurter Rabinerverschwörung« folgte, war eine Absage des Kaisers, die Juden in Hinkunft abgesehen von ihrem fiskalischen Nutzen als eigenständige politische Größe wahrzunehmen.

## Und nun?

Irrtümer, Lesefehler, Hoppalas – das mögen mehr oder weniger lustige Anekdoten, die auch in der Wissenschaft vorkommen können, sein. Mir ging es allerdings nicht darum, aufzuzeigen, dass auch Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen sich einmal irren können, sondern darum, darauf hinzuweisen, wie viel man aus diesen Irrtümern lernen kann. So regte das Beispiel des vermeintlichen Esslein Aussch zum Nachdenken an über unseren Wunsch, einen Einzeltäter – in diesem Fall

einen einzelnen Verräter – ausfindig zu machen, auch wenn dies nicht der historischen Realität entspricht. Die Recherche über das »Judenhaar«, das einen Wiener Brunnen im Vorfeld der Ausweisung der Juden aus Wien verschmutzt haben soll, führte uns tief in die antijüdische Vorstellungswelt der Frühen Neuzeit. Und schließlich ließ der »lahm gemarterte Jude« uns darüber nachdenken, welchen Stellenwert der Schutz der Juden als »kaiserliche Kammerknechte« in der politischen Realität des frühen 17. Jahrhunderts hatte. So tragen diese vermeintlichen Umwege dazu bei, ein tieferes Verständnis von der jüdischen Geschichte in der Frühen Neuzeit zu gewinnen. Damit versteht sich dieser Beitrag als Plädoyer, Irrtümer oder Fehler nicht nur als Anlass für eine Fußnote oder eine spöttische Marginalie, sondern auch einmal als Ausgangspunkt für ein weiteres Nachdenken, eine tiefere Recherche zu nehmen. △

## Anmerkungen

- 1 Hofkammerarchiv Wien, Niederösterreichische Herrschaftsakten J 15/A, fol. 19r–21v.
- 2 Gerson Wolf, *Geschichte der Juden in Wien (1156–1876)*. Reprint der Ausgabe 1876 (Wien 1974), Nr. XXVa, S. 254–256.
- 3 HHStA, *Handschriften Weiß 324*, fol. 61v.
- 4 Zitiert nach Ivo Cerman, *Anti-Jewish Superstitions and the Expulsion of the Jews from Vienna in 1670*. In: *Judaica Bohemiae* 36 (2000), S. 5–33, hier Appendix 3, S. 32.



Vertreibung der Juden aus Wien 1670/71. Entnommen aus: Max Grunwald, *Geschichte der Juden in Wien*; Hebrew Union College Cincinnati

- 5 Art. »Jude, Jüdin«. In: Hanns Bächtold-Stäubli (Hrsg.), *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens* (Handwörterbücher zur deutschen Volkskunde, Abt. 1), 10 Bde., Berlin 1927–1942, hier Bd. 4, Sp. 808–833, hier Sp. 823, 826.
- 6 Online unter: <http://germazope.uni-trier.de/Projects/DWB>
- 7 Art. »Weichselzopf«. In: *Deutsches Wörterbuch* von Jacob und Wilhelm Grimm, Bd. 28, Sp. 536f.
- 8 Art. »Bitumen Iudaicum«. In: Johann Heinrich Zedler, *Grosses Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste*, 68 Bde. Halle-Leipzig 1731–1754, hier Bd. 3, Sp. 1995–1997, hier Sp.1995.
- 9 Stefan Ehrenpreis, Andreas Gotzmann, Stephan Wendehorst, *Von den Rechtsnormen zur Rechtspraxis: Ein neuer Zugang zur Rechtsgeschichte der Juden im Heiligen Römischen Reich?* In: *Aschenas* 11 (2001), S. 39–58, hier S. 56.
- 10 *Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, Reichshofrat, Prot. Res. XVII/9, fol. 279v.*

## Literatur

- Birgit Klein, *Wohltat und Hochverrat: Kurfürst Ernst von Köln, Juda bar Chajjim und die Juden im Alten Reich.* (Netiva. Wege deutsch-jüdischer Geschichte und Kultur 5) Hildesheim-Zürich-New York 2003.
- Johannes Heil, *Gottesfeinde – Menschenfeinde. Die Vorstellung von jüdischer Weltverschwörung (13. bis 16. Jahrhundert).* (Antisemitismus: Geschichte und Strukturen 3) Essen 2006.
- David Kaufmann, *Die Märtyrer des Pösinger Autodafés.* In: *Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums* 38/ N.F. 2 (1894), S. 426–429.
- Barbara Staudinger, *Die Zeit der Landjuden und der Wiener Judenstadt.* In: Eveline Brugger, Martha Keil, Christoph Lind, Albert Lichtblau, Barbara Staudinger, *Geschichte der Juden in Österreich.* (Reihe Österreichische Geschichte, hrsg. von Herwig Wolfram, Band 15) Wien 2006, S. 229–337.
- Barbara Staudinger, »Gantze Dörffer voll Juden«. *Juden in Niederösterreich 1496–1670.* (Geschichte der Juden in Niederösterreich von den Anfängen bis 1945, Bd. 2) Wien 2005.
- Stefan Rohrbacher, Michael Schmidt, *Judenbilder. Kulturgeschichte antijüdischer Mythen und antisemitischer Vorurteile.* Reinbeck bei Hamburg 1991.



Der Stolz, mit dem Österreich so gerne auf seine Vergangenheit zurückblickt, speist sich zu einem erheblichen Teil aus den Beiträgen jüdischer Mitbürgerinnen und Mitbürger, vor allem – aber nicht allein – in den Bereichen Wissenschaft und Kunst. Das Institut für Geschichte der Juden in Österreich dokumentiert und erforscht diese unschätzbaren Beiträge und verhindert dadurch, dass sie – wie so vieles in diesem Land – in Vergessenheit geraten.

Mit dem Wunsch, dass diese Arbeit gegen Vorurteile, Fehlinformation und Mythenbildung noch lange erfolgreich weitergeführt wird,

Maria Vassilakou, Klubobfrau  
im Namen der Grünen Wien

# »Auf nach Polna!« oder der

Wolfgang Gasser

Links: 28. Februar 1850, Beschreibung eines Theaterbesuchs, Mitte: Tagebuch S. 345, Textausschnitt, rechts: Umschlagseite des Tagebuchs Codex Melk 1516 © Injoest. Foto: Gottfried Glaßner



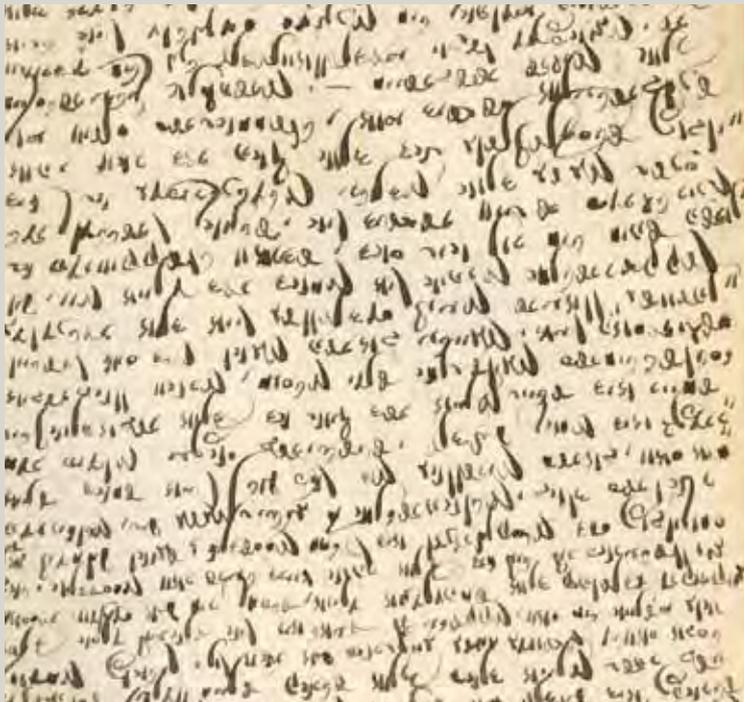
**Z**ufall ist etwas, dessen Ursache und Notwendigkeit wir nicht sehen, schreibt Fritz Mauthner in seinem Wörterbuch der Philosophie und bemerkt weiter, daß die Auffassung der Menschengeschichte, die sich gern Weltgeschichte nennt, als einer chronologischen Reihe von relativen Zufällen, daß also die Leugnung historischer Gesetze und die Ablehnung einer Philosophie der Geschichte wortgeschichtlich gar sehr begründet ist. Geschichte ist, was geschieht, quod accidit, ein Accidens also.<sup>1</sup> Eine Aneinanderreihung von nicht Essentiellem, Wechselndem, Zufälligem deutet Mauthner also in der Geschichte. Ganz so extrem verhält es sich selbstverständlich nicht. Geschichte folgt auch deutbaren Notwendigkeiten oder hat Ursachen, die sich uns, anfangs im Verborgenen, nach und nach erschließen. Der Kern der Mauthner'schen Feststellung hat allerdings seine

Berechtigung insofern, als wir in der Geschichtswissenschaft auch mit Zufällen umgehen und Zusammenhänge, deren Ursachen wir weder sehen noch kennen, nur deuten können, in das Schreiben mit einbeziehen müssen. Mauthner selbst hebt seine Feststellung in ein anderes Licht, indem er dem absichtslosen Zufall die Bedeutung abspricht und lieber einer Darwin'sche Zufallsgeschichte zuneigt, die in der Häufung von Zufällen wiederum Formen annimmt.<sup>2</sup> Womit wir wieder bei einem zu interpretierenden Geschichtsverlauf wären, der eine wissenschaftliche Bearbeitung rechtfertigt.

Dieser Artikel beschäftigt sich mit der Aneinanderreihung von Zufällen, mit dem Auftauchen eines Tagebuchs aus dem Jahr 1848 auf einer Müllhalde in Oberösterreich, dem Weg des Buches in die Hände des Wissenschaftlers, der spannenden Suche nach dessen

# Zufall in der Wissenschaft

## Einem Tagebuch auf der Spur



Verfasser, der Identifikation des Tagebuchschreibers und den unvorhersehbaren Begegnungen auf seinen Spuren. Und er handelt vom Tagebuch selbst, geschrieben von einem Wiener Juden, dessen Notizen Wien während der Revolution von 1848 beschreiben.

### Wie alles begann

Um einen Einblick zu bekommen, wie das Tagebuch in meine Hände kam und was es mit der Identifizierung des Autors auf sich hatte, hier ein paar einführende Details: Die Melker Stiftsbibliothek verwahrt seit März 2003 eine besondere Kostbarkeit – das die Zeit vom 27. August 1848 bis 31. Mai 1850 umspannende Tagebuch eines im Text nicht genannten Wiener Juden. Fundort war das Altstoffsammelzen-

trum Bad Zell, wo ein aufmerksamer Angestellter den unscheinbaren Band dem Müllberg entnahm. Weitere acht Bücher gingen leider unwiederbringlich verloren. Über persönliche Kontakte gelangte das Buch zum Leiter der Melker Stiftsbibliothek, Pater Gottfried Glaßner, ins Stift und wurde als »Codex 1516« in die Handschriftensammlung der Stiftsbibliothek eingegliedert. Auf 368 eng beschriebenen Seiten sind die Eintragungen in sauberer hebräischer Kursive geschrieben, unter Verwendung der ab dem 18. Jahrhundert für das Hochdeutsche üblichen Orthographie.

Von Pater Gottfried Glaßner wurde das Tagebuch daraufhin an Martha Keil, Leiterin des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs, zur wissenschaftlichen Bearbeitung übergeben. Schon bei unserer ersten Unterhaltung ging es um die Identität des Autors, denn diese

Grabstein des Benjamin Kewall  
(1806–1880) in Polna © injoest.  
Foto: Wolfgang Gasser

war trotz einiger Hinweise im Tagebuch nicht zu klären. Ich sah umgehend in den Familienlisten der tolerierten Juden in Wien des Jahres 1847 nach, wer als Erzieher oder Hauslehrer bei der Familie Strass angestellt war, denn bevor er am 2. Jänner 1849 als Journalist tätig wurde, hatte sich der Tagebuchautor über 12 Jahre sein Brot als »Erzieher und befugter Lehrer der hebräischen, italienischen und französischen Sprache« verdingt. Seine letzte Stelle als Hauslehrer hatte er spätestens ab dem Frühjahr 1847 bei der Familie von Markus Mayer Strass, einem k.k. Hof-Pferdelieferanten, in der Jägerzeile 66 (heute Praterstraße) inne.

»Bernhard Hewall geb. 1807 in Polna/Böhmen« war in der Eintragung der Familienliste der Familie Strass zu lesen.<sup>3</sup> Dieser Name war jedoch in keiner Weise einzuordnen. Weder ließen sich jüdische Zuwanderer finden, die damals diesen Namen getragen hatten, noch hatte der Name »Hewall« als Familienname in irgendeiner Weise einen Bezug zu einer jüdischen Familie. Damit hatte sich die Spur fürs Erste verflüchtigt.

## Einen großen Schritt weiter

Am 1. Oktober 2006 ging ich ans Werk, um mich in den nächsten zwei Jahren mit einem Menschen zu beschäftigen, der in der turbulenten Zeit der Revolution und Militärrherrschaft von 1848/49 der Nachwelt ein bleibendes Dokument hinterließ. Mein nächster Rechenschritt bestand darin, die Polizeiakten des Jahres 1848/49 zu erforschen. Im Haus-, Hof- und Staatsarchiv sind Akten über das so genannte Informationsbüro (eine geheimdienstähnliche Einrichtung) zu finden. Sie geben Aufschluss über die politisch überwachten Personen während des Kriegszustandes, der nach Niederschlagung der Revolution verhängt worden war. Hier konnte ich eine Vielzahl der im Tagebuch erwähnten Personen finden, die zum Teil in engem Verhältnis zu dessen Schreiber standen. Seine Arbeitskollegen und Vorgesetzten der Zeitungen, für die er gearbeitet hatte, wurden ebenso darin genannt wie Freunde oder Personen, denen er des Öfteren begegnet war.

Ein paar Tage später kam es zu einer Begegnung, die mir in meinem Weiterkommen sehr half. Zufällig traf ich auf Georg Gaugusch vom genealogischen Verein »Adler«. Nach meiner skizzenhaften Schilderung zum Tagebuch waren wir in Zusammenhang mit der Fami-



lie Strass schließlich auf die Familie Wehle gestoßen, die in familiärem Kontakt gestanden waren. Als ich in weiterer Folge den Namen Hewall fallen ließ, war für uns einleuchtend, dass dieser Name ein Anagramm darstellen dürfte und mit dem Namen Wehle in Verbindung zu bringen war. Damit hatte sich der Knoten zum Namen Hewall, der von Anbeginn vorhanden war, scheinbar gelöst. Doch es sollte ein Irrtum sein.

Kurz darauf kam der entscheidende Hinweis zum Tagebuchschreiber wiederum von Herrn Gaugusch. In einem Buch über »die hebräische Publizistik in Wien« scheint ein »Benjamin Kewall« auf, der mit dem in den Familienlisten angeführten »Bernhard Hewall« in allen Lebensdaten übereinstimmte.<sup>4</sup> Das in der Abschrift der Familienlisten angegebene »H« für den Anfangsbuchstaben des Familiennamens, war im Original als undeutlich geschriebenes »K« zu lesen. Die These mit dem Anagramm war damit hinfällig geworden und die Identität des Tagebuchautors geklärt. Die komplette Be-

weisführung und Argumentation für die Autorenschaft von Benjamin Kewall wird in der für diesen Herbst geplanten Edition des Tagebuchs nachzulesen sein.

## Amerika

*Geschlagen hat die Abschiedsstunde!  
Leb wohl mein theures Vaterland!  
Nun fühl' ich erst wie tief die Wunde,  
Die mir geschlagen Mutterhand.*

*Ich will nicht rechten, auch nicht klagen;  
Du weißt welch Unrecht mir geschah;  
Mein Lebewohl soll dir nur sagen:  
Ich gehe nach Amerika.*

*Und sollt' ich einst dich wieder sehen,  
Wenn dir gekommen bess're Zeit,  
Will gerne ich, was mir geschehen,  
Begraben in Vergessenheit.<sup>5</sup>*

Im Jahre 1848 wurde in der von Isidor Busch herausgegebenen Zeitung »Österreichisches Centralorgan für Glaubensfreiheit, Cultur, Geschichte und Literatur der Juden« der Versuch unternommen, eine neue Bewegung ins Leben zu rufen. Der Appell »Auf, nach Amerika!« richtete sich an die nach Emanzipation und bürgerlichen Rechten strebenden Juden in Europa. Am 6. Mai 1848 wandte sich Leopold Kompert, der Initiator dieses Aufrufes, an seine Glaubensgenossen mit den Worten: *Uns ist keine Hilfe gekommen! Die Sonne der Freiheit ist für das Vaterland aufgegangen, für uns nur als blutiges Nordlicht; die Lerchen der Erlösung schmettern in freier Luft; für uns sind es nur kreischende Möven des Sturmes.<sup>6</sup>*

Auslöser dieser Kampagne waren die im Zuge der 1848er Revolution ausgebrochenen Pogrome. Statt der erhofften bürgerlichen Gleichberechtigung, die mit den gewählten Parlamenten in Frankfurt und Wien in Verbindung gebracht wurde, kam es in ganz Europa zu Gewalttaten gegen die jüdische Bevölkerung. Die Beschlüsse und gesetzlichen Regelungen zur Emanzipation der Juden wurden im Zuge dieser Auflehnungen von beiden Parlamenten ausgesetzt. Beispielsweise wurde die jüdische Bevölkerung in Pressburg durch die Straßen der Stadt zurück ins Ghetto getrieben, die Todesco'sche Schule niedergebrannt, und per Kundmachung des städtischen Magistrates vom 24. April 1848 war es der jüdischen Bevölkerung nicht mehr erlaubt, außerhalb des Ghettos zu wohnen oder Geschäfte zu tätigen.<sup>7</sup> Im Tagebuch des Benjamin Kewall heißt es dazu: *Ich habe*

*die Zeit der Auferstehung Oestreichs mit Freuden begrüßt, weil ich die Erlösung der Juden von schwerem Drucke hoffe, wie bitter wurde ich jedoch enttäuscht! Die entfesselten Leidenschaften suchten sich oft gegen wehrlose Juden Luft zu machen, wie dieß in Prag, Preßburg und anderswo geschah.<sup>8</sup>*

Dass der erwähnte Aufruf zur Auswanderung der unterdrückten europäischen Juden nach Amerika nicht gänzlich ohne Widerhall war, zeigen unter anderem die Schilderungen des Tagebuchschreibers vom 1. Jänner 1849: *Der Jude muß Cosmopolit sein, da seine vereinzelte Stellung unter den Nationalitäten Europas ihn dazu gewissermaßen zwingt. Deshalb richtet er mit Vorliebe seine Augen auf das Land der Verheißung, auf Nordamerika, wo Platz für alle die gedrückten und geplagten Juden Oestreichs und Rußlands ist. – Die Lebensweise ist dort sehr einfach und leicht zu erwerben.<sup>9</sup>* Am 15. Februar 1849 erzählt er von seinen eigenen Plänen und scheint vom Gedanken der Auswanderung in ein Land, das ihm mehr Freiheiten bietet, zunehmend beseelt zu sein: *Von dem Reichstage ist in der Judenfrage noch kein entscheidender Schritt geschehen, während hier bereits in aller Stille Unterschriften gesammelt werden, um eine Petition*



### **Politik mit einer sozialen Handschrift.**

Gute Arbeit zahlt sich aus: Für die Jugend, für die ArbeitnehmerInnen und für die ältere Generation. Die SPÖ und Alfred Gusenbauer arbeiten weiter für ein gerechtes, sicheres und soziales Österreich.

**IHR DIREKTER DRAHT ZUR SPÖ: Tel.: 0810 810 211 (Mo.–Fr. 9–17 Uhr)**



Ausschnitt aus dem Plan der  
»Judenstadt« von Polna um die  
Jahre 1750–1777 mit 83 Familien.  
Gezeichnet von Josef Zirnfeld  
© Privatarhiv Jan Prchal

dagegen einzureichen. – Amerika ist mein Ziel, welchem ich aufmerksam und ruhig entgegenarbeite und während das alte morsche Europa immer mehr in Trümmer zerfallen wird, hat das freie Amerika die lachendsten Aussichten und wird sich erquicken von den Brosamen, die ihm fortwährend aus Europa zufallen werden.<sup>10</sup> Für den Tagebuchschreiber war es durchaus eine Option, seine alte Heimat zu verlassen und eine neue Existenz im fernen Amerika aufzubauen.

Die Emanzipation und die bürgerliche Gleichstellung waren die vordringlichen Ziele, auf die viele Juden in Wien hinarbeiteten. Zahlreich beteiligten sie sich an der Revolution, griffen entweder zur Waffe und wurden Mitglieder der revolutionären Streitkräfte (Nationalgarde oder akademische Legion) oder zu Feder und Papier und wurden als Journalisten tätig. Die permanenten Rückschläge bei diesen Bemühungen führten zu unterschiedlichen Lösungsversuchen. Einer davon war die Auswanderung. Doch nur eine sehr geringe Zahl der in der Wiener Revolution aktiven Juden konnte die geplante Auswanderung nach Amerika auch tatsächlich in die Tat umsetzen.

Einen ersten Hinweis darauf, dass Bernhard Kewall diesen Schritt, wie die meisten der Vertreter der Bewegung »Auf, nach Amerika!«, nie vollzogen hat, gibt

seine Schilderung vom 27. Juni 1849: *Es ahnt mir, daß Tage des Jammers und des Elends kommen werden, wo man die Leiden der Gegenwart als unbedeutend betrachten und die Vergangenheit zurückwünschen wird. Denn Krieg ist die Losung und glücklich diejenigen, die es über sich gewonnen haben, nach Amerika zu gehen.*<sup>11</sup> Isidor Busch, Zeitungsherausgeber, ging – von den kaiserlichen Behörden nach der Niederschlagung der Revolution verfolgt – ins ferne Amerika, wo er in St. Louis Vorsitzender der jüdischen Gemeinde wurde. Andere legten den erwünschten Weg über den Atlantik nie zurück: Leopold Kompert wurde als Schriftsteller für seine Ghettoesgeschichten (Am Pflug; Aus dem Ghetto; Franz und Heini etc.) berühmt. Er war ab Juni 1849 Arbeitskollege des Benjamin Kewall beim »Österreichischen Lloyd« und blieb bis zu seinem Tod in Europa. Adolf Dux, der ebenso der Bewegung »Auf, nach Amerika!« angehörte und in Budapest das »Centralcomité für auswandernde Israeliten« gegründet hatte, war zur selben Zeit beim »Österreichischen Lloyd« angestellt und wurde später Redakteur bei »Der ungarische Israelit«. Benjamin Kewall verließ den alten Kontinent bis zu seinem Lebensende ebenfalls nicht mehr. Seine Schilderungen lassen vermuten, dass er dies als persönliche Niederlage empfand. Die Gründe dafür bleiben im Verborgenen.

## Ein Tagebuch erzählt 1848

Benjamin Kewall war nicht direkt an der Revolution beteiligt und durfte sich deshalb auch nach der Revolution in Wien aufhalten. Er setzte seine Tätigkeit als Journalist noch einige Jahre fort. In seinen Schilderungen gibt er Einblick in die Ereignisse von 1848 und die folgenden zwei Jahre. Er hatte während der Revolution engen Kontakt zu radikalen und gemäßigten Personen, die die Geschichte Wiens in dieser Zeit maßgeblich mitprägten. Seine täglichen Eintragungen lassen beim Lesen den Eindruck entstehen, man sehe selbst durch die Brille des Tagebuchschreibers auf das Leben Wiens. So schafft er ein Empfinden der räumlichen Wirklichkeit und zeitlichen Unmittelbarkeit, die den Leser in den Bann des subjektiv Erlebten ziehen. Parallel dazu sind in seine Schilderungen immer wieder Analysen größerer historischer Zusammenhänge eingefügt, die seinen Aussagen eine objektivierende Position geben. Das Tagebuch zeichnet sich sowohl durch den mitreißenden Stil und die inhaltliche Schärfe als auch durch die durchdachten und aufklärenden Ausführungen der politischen Lage aus. Dadurch bleibt der Lesefluss erhalten und der Text spannend. Er ist auch für wissenschaftliche Laien eine abwechslungsreiche Lektüre:

*Die Ungarn werden bei jeder G(elegen)h(eit) von ihren tüchtigen Gegnern besiegt, obgleich sie es in ihrer prahlerischen Weise in Abrede stellen. Der unbefangene Beobachter sieht indeß klar, daß diese neue Großmacht wenig Sympathie in Wien findet; höchstens bei einigen bestochenen Journalisten. Die »Times« bringt einen meisterhaften Aufsatz über den als Flüchtling in London angekommenen Louis Blanc, den sie, was seine schriftstellerische Thätigkeit betrifft, sehr lobt, dagegen seine Regierungsmaßregeln ungemein tadelt. Trotz der Cholera wird viel Obst genossen und ist es hier in besonderer Güte zu billigen Preisen zu bekommen. Ich habe für einen Groschen so viel Zwetschken bekommen, daß ich die Hälfte wegwerfen mußte, aus Furcht durch den übermäßigen Genuß derselben zu erkranken. 40 Zwetschken für einen Groschen ist so wohlfeil als möglich. Ueberhaupt ist jetzt nicht[s] theuer in Wien. Ein Kreuzer Brod reicht vollkommen hin, meinen Heißhunger zu stillen, und ist auch sehr schmackhaft & gesund.*<sup>12</sup>

## Polna

Aus dem Handbuch über »Die hebräische Publizistik in Wien« geht hervor, dass Benjamin Kewall in seine Heimatgemeinde Polna, an der böhmisch-mährischen Grenze im heutigen Tschechien, zurückkehrte und am

9. November 1880 dort verstarb. Deshalb begab ich mich auf die Spurensuche nach Polna, wo ich herzlich in Empfang genommen und von einem Ortshistoriker und einem Dolmetscher bei meiner Recherche begleitet wurde. Ich erzählte ihnen die Geschichte des Mannes aus Polna, der im Jahr 1848 ein Tagebuch geschrieben hatte, das circa 150 Jahre später auf einer Müllhalde in Oberösterreich wieder aufgetaucht war. Die Begeisterung der beiden war groß und sie teilten mir mit, was sie von der Familie Kewall in Polna wussten.

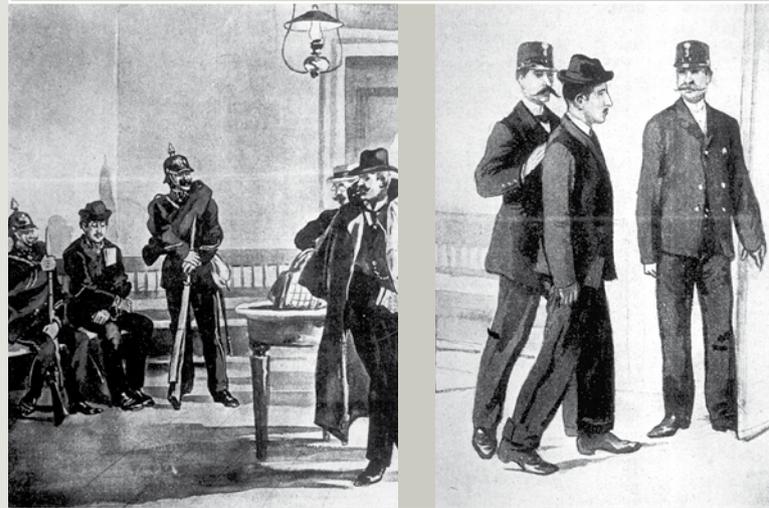
Am jüdischen Friedhof des Ortes hatte ich schließlich den Grabstein von Benjamin Kewall vor Augen. Der Sockel ist auf Deutsch, der Stein auf Hebräisch verfasst. Darauf wird Benjamin Kewall als berühmter und ehrwürdiger Mann beschrieben. Die Anfangsbuchstaben in jeder Zeile der Grabinschrift ergeben senkrecht den Namen Benjamin Kewall, ein so genanntes Akrostichon, wie es auf traditionellen Grabsteinen üblich ist.



**LHStv. Dr. Sepp Leitner**  
Vorsitzender SPÖ NÖ

Keine Wiedergutmachung kann das Leid schmälern, das unseren jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern ange-tan worden ist. Wir können die Geschichte heute nicht mehr verändern, aber wir können versuchen, daraus zu lernen. Hinschauen und protestieren statt wegschauen. Die Beschäftigung mit der Geschichte darf nicht ExpertInnen und HistorikerInnen überlassen werden. Gerade im heurigen Gedenkjahr sollten wir alle die Chance nützen, um für Verständnis und für die Weiterentwicklung von Demokratie, Grundrechten und sozialer Gerechtigkeit zu werben, damit sich Ereignisse wie im März 1938 nie mehr wiederholen. Toleranz und Frieden beginnen im Kleinen, im Umgang mit unseren Mitmenschen, NachbarInnen und KollegInnen. Je mehr Menschen sich diesem Grundsatz anschließen, desto friedlicher gestaltet sich unser aller Zusammenleben. Dafür gilt es sich einzusetzen.

Dieser Ort und seine Menschen haben mich von der ersten Minute an begeistert. Hier wurde aktiv mit der jüdischen Vergangenheit des Ortes umgegangen. Die Gemeinde hatte im Jahr 2000 die zerstörte Synagoge komplett rekonstruiert und originalgetreu wieder aufgebaut. Derzeit wird das ehemalige Rabbinerhaus restauriert. Es gibt einen Verein, der den Friedhof pflegt, es wird der Großen des Ortes gedacht (egal ob Christ oder Jude) und das ehemalige Judenviertel wird bewohnt und gepflegt. Überdies setzt sich dieser Ort mit einem besonderen Trauma auseinander: In Polna fand der letzte Ritualmordprozess in Mittel- und Westeuropa statt. Leopold Hilsner, ein junger jüdischer Mann, wurde beschuldigt, ein christliches Mädchen ermordet zu haben, um ihr Blut für Pessach zu verwenden – eine Neuauflage der mittelalterlichen Ritualmordlegende im Jahre 1899. Der Prozess wurde im 170 km entfernten Wien verfolgt und medial ausgeschlachtet. Nach der Urteilsverkündung mit Todesstrafe, die später in lebenslange Haft umgewandelt wurde, gab es nur sehr leise Stimmen des Protestes. In der Synagoge in Polna befindet sich heute ein Raum, in dem diese Geschichte nacherzählt wird.



Der Ort ist durch diese unsägliche Geschichte gebrandmarkt, aber nicht ohne auch einen Schuss Ironie beizumengen. Die einzige Herberge in Polna heißt heute »Pension Hilsnera« und erinnert jede/n Bewohner/in und Besucher/in unweigerlich immer an den wohl berühmtesten Einwohner des Ortes. Für mich stellte Polna einen Glücksfall dar, denn mit Hilfe der erwähnten Beteiligten konnte ich einiges über den Autor des Tagebuchs herausfinden.

Spätestens 1857 kehrte Benjamin Kewall aus nicht näher bekannten Gründen nach Polna zurück und beendete seine journalistische Tätigkeit. Seine Rückkehr scheint nicht ganz freiwillig erfolgt zu sein, denn fortan publizierte er nichts mehr. Er selbst dürfte in seiner Heimatgemeinde zwar ehrerbietig respektiert, jedoch mittellos gewesen sein. Daher ist anzunehmen, dass er aus finanziellen Gründen zurückging und dort das Recht der Armenversorgung in Anspruch nahm.

### Quelle findet Historiker

Meine Wege zur Erforschung des Lebens von Benjamin Bernhard Kewall führten mich nach Bad Zell zum Fundort des Tagebuchs, nach Polna zum Ort seiner Herkunft und zu Archiven in Wien, Prag und Iglau. Das Leben des vor mehr als 130 Jahren lebenden Benjamin Kewall prägt mein heutiges mit und führt mich auf dieselben Pfade. Ich erkenne dabei, wie abhängig ich von Entscheidungen bin, die er in seinem Leben getroffen hat. Außerdem schaffen Orte, die man besuchen kann, Bilder und ergänzen innere Projektionen, die zur biographischen Darstellung eines Lebens hilfreich sind. So wird das Leben des Erforschten nicht nur denkbar, sondern auch sicht- und erlebbar.





Linke Seite unten: »Die Gerichtskommission fand die Leiche von Anezka Hruzová«. © Prazky Illustrovany Kuryr, 1900

Oben links: Hilsner auf dem Bahnhof in Sedlec bei Kuttenberg – aus dem Bildteil des Prazsky Illustrovany Kuryr im Oktober 1900 © Privatařchiv Jan Prchal

Mitte: Hilsner wird von Aufsehern zur Gerichtsverhandlung geführt – aus dem Bildteil des Prazsky Illustrovany Kuryr im Oktober 1900 © Privatařchiv Jan Prchal

Rechte Seite: Das Judenviertel von Polna 1885 © Privatařchiv Jan Prchal

Auch bei der Auffindung und Erschließung der Quellen spielen Zufall und Wissbegier eine bedeutende Rolle. Wie sonst ist es möglich, dass ein Buch von einer Müllhalde gerettet wird, das zuvor in Regalen und Dachböden über Jahrzehnte, fast zwei Jahrhunderte, der Öffentlichkeit verborgen geblieben war. Ein Notizbuch mit voll geschriebenen Seiten, auf Deutsch mit hebräischen Lettern: dem Finder und Retter des Tagebuchs konnte der Inhalt seines Fundes nur als rätselhafte Zeichen erscheinen. Das Buch hat sich seinen Weg zu uns gebahnt, sich seinem vorgezeichneten Weg von der Hand des Tagebuchschreibers hin zum Recyclingpapier entzogen.

Heute hat es einen ehrenwerten Platz in der Handschriftensammlung des Stiftes Melk und wartet darauf, dass sein Inhalt bekannt gemacht wird. Dies wird im Oktober dieses Jahres der Fall sein, wenn die Quellenedition des Tagebuches erscheinen wird. Vielleicht wird die Beschäftigung mit dem Leben von Bernhard Kewall den/die eine/n oder andere/n dazu bringen, sich auf die faszinierende Spurensuche des Tagebuchschreibers zu begeben – in diesem Sinn: »Auf nach Polna!«. △

- 7 David Groß, *Äußerer Verlauf der Geschichte der Juden*. In: Hugo Gold, *Die Juden und die Judengemeinde Bratislava in Vergangenheit und Gegenwart*. Brunn 1932, S. 8–10 und Sigmund Mayer, *Ein jüdischer Kaufmann*. Wien 1926.
- 8 *Tagebuch (TB) vom 29. August 1848*, S. 6. Das Tagebuch wird Ende 2008 als Quellenband beim Oldenbourg Verlag erscheinen.
- 9 TB, S. 161.
- 10 TB, S. 196.
- 11 TB, S. 266.
- 12 TB vom 5. September 1848, S. 12.

## Anmerkungen

- 1 Fritz Mauthner, *Wörterbuch der Philosophie*. 1. Ausgabe München 1910, hier nach der 2., erw. Aufl., Bd. 3. Leipzig 1923, S. 504.
- 2 Ebenda S. 514.
- 3 Abschrift der Familienlisten von 1787 bis 1847 erstellt vom Gauamt für Sippenforschung: Wien 1944 im Bestand der Central Archives for the History of the Jewish People, Sig. AU 118; Original im Niederösterreichischen Landesarchiv im Bestand H 21, Judensachen; und im Wiener Stadt- und Landesarchiv.
- 4 Bernhard Wachstein, *Die hebräische Publizistik in Wien I*. Wien 1930, S. 100.
- 5 Abschiedsgruß eines ungarischen Israeliten von S. Rosenzweig. Abgedruckt in »Der ungarische Israelit«, Nr. 4, vom 6. Mai 1848, S. 31.
- 6 Leopold Kompert, »Auf, nach Amerika!« In: *Österreichisches Centralorgan für Glaubensfreiheit, Cultur, Geschichte und Literatur der Juden* Nr. 6, Wien, 6. Mai 1848, S. 77.



**RAT.  
INFO.  
SERVICE.  
RECHT.**

**IM INTERNETANGEBOT  
DER AK WIEN**

■ Arbeit und Recht ■ Bildung ■ Steuer und Geld ■ Beruf und Familie ■ Wohnen ■ Konsumentenschutz ■ AK Online-ratgeber und Servicerechner ■ AK Broschüren und Publikationen ■ Statistik online recherchieren und rechnen

[wien.arbeiterkammer.at](http://wien.arbeiterkammer.at)



WIEN

# Die Synagoge, ihr Kaiserbild

## Eine Geschichte aus St. Pölten

Christoph Lind

Synagogengebäude erzählen nicht nur die Geschichte ihrer Gemeinde, sondern spiegeln in ihrer äußeren und inneren Gestaltung auch den allgemeinen, über die jüdische Gesellschaft hinausgehenden Geschmack an Ästhetik und Baustil wider. Dies lässt sich an dem imposanten klassizistischen Kuppelbau der Synagoge St. Pölten ebenso ablesen wie an den prächtigen farbigen Wandmalereien, die an die Muster orientalischer Teppiche und Art-Deco-Designs erinnern. Doch eine Synagoge ist natürlich in erster Linie ein jüdisches Gotteshaus, in dem das jüdische Religionsgesetz, die *Halacha*, und die rituellen Bräuche, die *Minhagim*, befolgt werden müssen. Das strenge Arbeitsverbot am Schabbat und an den Feiertagen muss beispielsweise auch bei der Errichtung des Gebäudes zur Anwendung kommen. Doch auch die Halacha unterliegt zeitlichen Interpretationen – Dogmen gibt es im Judentum nicht – und die Strenge der Gesetze wandelte sich im Laufe der Jahrhunderte. So wurde auch die St. Pöltener Synagoge Schauplatz einer halachischen Diskussion, die zuweilen skurril anmutet und die Spannung zeigt, in der jede jüdische Gemeinschaft stand und steht.

*Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!* (Matt. 22,21) formulierte ein prominenter Jude vor mehr als zweitausend Jahren auf die Frage nach der angemessenen Steuerleistung für die weltliche Obrigkeit und den Tempel. Die Ehrerbietung vieler Jüdinnen und Juden der Habsburger-Monarchie gegenüber Kaiser Franz Josef mag einen Konflikt mit diesem Grundsatz andeuten, ist doch die gottgleiche Verehrung des Herrschers, symbolisiert durch seine Statue, wie dies zuweilen römische Kaiser von ihren jüdischen Untertanen forderten, absolut verboten. Und wie steht es um das sogenannte »jüdische Bilderverbot«? Auch



dies ist ein Thema, das von den Rabbinern im Lauf der Jahrhunderte unterschiedlich streng behandelt wurde. Mit diesen beiden halachischen Problemen waren die St. Pöltener Gemeindevorsteher bei der Errichtung ihrer Synagoge in den Jahren 1912/13 konfrontiert. Sie lösten sie, wie sich zeigen wird, auf sehr österreichische Weise.

# und sein Maler



Kaiserbild der Synagoge, Gesamtansicht  
und Details © Stadtmuseum St. Pölten

## Die Synagoge

Der erste Bau, in dem die jüdische Gemeinde St. Pöltens ihre Gottesdienste feierte, war ein Raum in einer ehemaligen Kattunmanufaktur am St. Pöltener Schulring. Dieser diente der Gemeinde – sie war um die Mitte des

19. Jahrhunderts durch Zuwanderung vor allem aus Böhmen und Mähren entstanden – seit 1851 als Bethaus. Im Jahr 1863 genehmigte die niederösterreichische Statthalterei die Errichtung einer eigenen Kultusgemeinde. Bald benötigte die wachsende Gemeinde eine größere Räumlichkeit für den Gottesdienst. Daher entschied man sich dafür, eine eigene Synagoge zu errichten. Zu diesem Zweck wurde zwischen 1885 und 1890 ein Gebäude der Gasserfabrik als Gotteshaus adaptiert.

Die Adaptierung und Instandsetzung dieses ehemaligen »Fabrikstrokenhauses« war mit erheblichem Aufwand verbunden, stellte letztlich aber doch wieder nur ein Provisorium dar. Aus diesem Grunde bemühten sich mehrere Mitglieder der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG) bereits ab 1888 um einen kompletten Neubau der Synagoge. Die IKG richtete schon in diesem Jahr ein Gesuch an die Stadt St. Pölten, worin sie um die Überlassung eines Grundstücks am Linzer Tor für den Neubau bat, was die Stadt jedoch ablehnte. In den nächsten Jahren lag das Vorhaben auf Eis. Erst 1903 kam wieder Bewegung in die Angelegenheit, da nun auch die Stadtgemeinde Interesse an einem Neubau zeigte. Dies geschah nicht ganz uneigennützig, wollte man doch an der Schulpromenade, in die die alte Synagoge hineinragte, eine Straßenregulierung durchführen. In einem



Schreiben an die IKG beschrieb die Stadt die Situation folgendermaßen: *Der geehrten Vorstehung wird nicht unbekannt sein, dass in der allernächsten Zeit die zwei rechts und links vom israelitischen Tempel stehenden Gasserhäuser abgetragen werden und dass an dieser Stelle sodann die Schulpromenade in der Breite und im Niveau reguliert wird. Es wird nun unschön aussehen, wenn sodann lediglich das Tempelgebäude bzw. die Vorhalle in die Straße stehen und wird hiedurch nicht nur das Aussehen der Straße sondern auch jene des Tempels stark beeinträchtigt.*<sup>1</sup>

Zwischen Kultusgemeinde und Stadtgemeinde entstand nun ein jahrelanger Verhandlungsprozess um das Baugrundstück, weshalb sich der Neubau des Gotteshauses weiter verzögerte. Dennoch konstituierte sich am 7. April 1907 im Saal des Gasthauses von Anton Kraus ein Tempelbauverein. Es wurde ein »Vorbereitungskomitee« gewählt, das die Statuten ausarbeiten sollte. Ihm gehörten Rabbiner Dr. Adolf Schächter als Obmann sowie die verdienten Gemeindemitglieder Bernhard Kohn, Sigmund Allina, Richard Lustig, Julius Kohn, Samuel Gelb und Rudolf Frank an.

Im Jahr 1911 kamen die Verhandlungen mit der Stadt schließlich zu einem positiven Abschluss. Da die IKG beschlossen hatte, den Neubau am Standort der alten Synagoge zu errichten, gestaltete sich die Frage der Grundablöse und Straßenregulierung einfacher und man konnte sich leichter einigen. Sofort wurde die Projektplanung in die Wege geleitet. In ihrer Vorstandssitzung vom 8. Juni 1911 wählte die IKG ein Baukomitee, dem Albert Leicht als Obmann, Leopold Reiniger als Stellvertreter sowie Samuel Mandl, Julius Kohn, Rudolf

Frank, Moritz Reiss, Sigmund Allina und Simon Placzek angehörten. Im Herbst 1911 wurde ein Architektenwettbewerb ausgeschrieben, den die renommierten Wiener Architekten Theodor Schreier und Viktor Postelberg gewannen.

Im Juni 1912, nach dem Abbruch der alten Synagoge, konnten die Bauarbeiten endlich in Angriff genommen werden. Diese waren zunächst von einem Streit innerhalb der IKG überschattet, der sich um die halachische Frage drehte, ob an Samstagen und jüdischen Feiertagen von den nichtjüdischen Arbeitern (höchstwahrscheinlich waren die meisten oder alle Arbeiter Nichtjuden) an dem Gebäude gearbeitet werden dürfe. Gemeindevorsteher Albert Leicht vertrat hier einen pragmatischen Standpunkt, da er massiven finanziellen Schaden für die Kultusgemeinde befürchtete. In der Vorstandssitzung vom 13. Mai 1912 bezifferte der zugezogene Stadtbau- direktor die Kosten, die der IKG für den Arbeitsausfall entstehen würden, mit 4.000 bis 5.000 Kronen. Vorsteher Leicht wies darauf hin, dass in Wien an den zur



Rohbau der Kuppel der neuen Synagoge © Stadtarchiv St. Pölten

Gleichfeier für die neue Synagoge 1912 © Stadtarchiv St. Pölten

Die alte Synagoge der IKG St. Pölten vor dem Abbruch 1912 © Stadtarchiv St. Pölten

Diskussion stehenden Tagen zwar nicht gearbeitet werden würde, in den Provinzgemeinden – wahrscheinlich wegen der hohen Kosten des Arbeitsausfalls – hingegen sehr wohl. Rabbiner Schächter referierte daraufhin die religiösen Vorschriften und betonte, dass der finanzielle Aspekt in dieser Frage keine Rolle spielen dürfe. Zwar gilt das Arbeitsverbot für Nichtjuden nicht, doch dürfen diese nicht auf jüdischen Auftrag hin den Schabbat verletzen. Außerdem leiten sich die am Schabbat verbotenen Verrichtungen zum großen Teil aus den am Tempelbau in Jerusalem geleisteten Arbeiten ab, ein Synagogenbau steht also in der Reihe der verbotenen Tätigkeiten an vorderster Stelle. Rabbiner Schächter vertrat daher kompromisslos die Halacha und forderte für die anschließende geheime Abstimmung die Einstimmigkeit des Vorstands. Selbstverständlich setzte er sich durch: An Samstagen und jüdischen Feiertagen durfte auch von nichtjüdischen Arbeitern nicht gearbeitet werden.

Trotzdem versuchte Baumeister Frauenfeld aus guten Gründen, im September 1912 eine Aufhebung des Arbeitsverbots für das bevorstehende Laubhüttenfest und den darauf folgenden Samstag zu erreichen, da mit der Herstellung der Betondecken begonnen wurde und die Arbeiten im Interesse der Bauqualität ohne längere Unterbrechung abgeschlossen werden sollten. Er beschrieb das Problem in einem Brief an die IKG: *Wenn der untere Teil des Gewölbes betoniert wird, dann nach einiger Zeit wieder nachgearbeitet, so hat der ältere Beton bereits abgebunden und erleidet durch das Stampfen des neuen Betons großen Schaden und verliert Tragfähigkeit, wir sind daher*

*nicht in der Lage für die Haltbarkeit der Decke die Garantie zu übernehmen. In ähnlicher Weise ist es auch bei der Fassade der Fall, durch die ungünstige Witterung und durch die Einstellung der Arbeit an den verflochtenen Feiertagen und Samstagen kommen wir schon sehr in den Spätherbst hinein, so dass ein Austrocknen der Fassade nicht mehr möglich ist. Die Folgen davon sind, dass bei Eintritt des Frostes der nasse Verputz herunterfällt. Wir sehen uns deshalb veranlasst, die löbl. [löbliche] Israel. Kultusgemeinde auf dies alles aufmerksam zu machen, nachdem wir nicht in der Lage sind in diesem Falle über die Haltbarkeit des Verputzes die Haftung zu übernehmen.<sup>2</sup>*

Trotz Frauenfelds Warnungen und des eindeutigen Interessenskonflikts hielt die IKG am Arbeitsverbot fest und – mit dem Segen von oben? – kamen die Arbeiten



*Die Gründung des Instituts für Geschichte der Juden 1988 war eine Folge der heftigen Debatten um die Person Kurt Waldheims und um die Verstrickung Österreichs in die Verbrechen des Nationalsozialismus. Die Diskussion ist bis heute nicht abgeschlossen. Darüber hinaus hält das Institut aber auch die Erinnerung an jüdische Kultur und Geschichte in diesem Land wach: Hier werden die wertvollen Beiträge der jüdischen Bürgerinnen und Bürger erforscht, dokumentiert und damit vor dem Vergessen bewahrt. Zum 20-jährigen Bestehen möchte ich Ihnen im Namen des Grünen Parlamentsklubs recht herzlich gratulieren und für die Zukunft alles Gute wünschen.*

**Alexander Van der Bellen**  
Klubobmann des Grünen Parlamentsklubs

[www.gruene.at](http://www.gruene.at)



Links: Emil Krausz, ca. 1928 © Michael Krausz, Tel Aviv  
 Mitte: Die Eltern von Emil Krausz, St. Pölten um 1895  
 © Michael Krausz, Tel Aviv  
 Rechte Seite: Stilleben von Emil Krausz, welches Elke Lummer Anfang der 1970er Jahre aus einer Mülltonne barg. © Elke Lummer

auch ohne größere Schwierigkeiten voran. Allerdings gingen im Dezember 1912 durch heftigen Wind 18 Tafeln der provisorischen Verglasung zu Bruch.

## Das Kaiserbild

Im Sommer 1913 näherten sich die Arbeiten an der neuen Synagoge der jüdischen Gemeinde St. Pölten ihrer Fertigstellung und die Vorbereitungen zur Eröffnung konnten beginnen. Die IKG führte in diesem Zusammenhang einen regen Briefwechsel mit dem Präsidenten der Wiener jüdischen Gemeinde, Dr. Alfred Stern, um sich darüber zu informieren, wie die Eröffnungsfeier üblicherweise gestaltet werde. Wie zahlreiche andere Gemeinden der Habsburgermonarchie hatte auch die IKG St. Pölten die Absicht, ihre neue Synagoge nach Kaiser Franz Josef zu benennen. Wieweit diese Ehrung gehen durfte, war allerdings eine Frage, die in Synthese zwischen Halacha und Pietät gegenüber dem Kaiser geklärt werden musste. Daher betraf der Großteil des Briefwechsels zwischen dem St. Pöltener Vorstand und Dr. Stern die Frage, ob in der Vorhalle des Gotteshauses eine Kaiserbüste aufgestellt werden dürfe. Dr. Stern gab dazu am 1. August 1913 folgende Stellungnahme ab: *Ebenso will ich auch nicht die Anfrage betreffs einer Kaiserbüste vom rituellen Standpunkt bestimmt beantworten und will ich hierüber gelegentlich unseren Oberrabbiner befragen. Aber abgesehen hievon, nach meinem persönlichen Empfinden halte ich es für ganz unpassend. Bei den vielen Tempel-Einweihungen, bei denen ich seit 50 und*

*mehr Jahren zugegen war, ist es soweit meine Erinnerung reicht, niemals [Unterstreichung im Original] vorgekommen. Dass keinerlei Büste im Inneren unserer Gotteshäuser stehen darf – ist außer Frage. Eine Büste aber in der Vorhalle hielte ich für wenig respektvoll gegenüber dem Kaiser, dessen Abbild die Büste ist. Aber eine Kaiserbüste würde ich hier nicht als eine geziemende Huldigung ansehen. Sie würde auch von irgendwelcher Seite, vielleicht auch journalistisch, Bekrittlungen [...] erfahren, welche ebenfalls nicht erwünscht wären. Ich möchte Ihnen sonach dringend hievon abraten. Ein weiteres Schreiben vom 5. August bekräftigte seinen Standpunkt: *Betreffs der angefragten Aufstellung einer Kaiserbüste in der Vorhalle möchte ich nämlich dringend hievon abraten. Eine solche Büste passt allenfalls in die Vorhalle eines Museums, eines Theater- und Concertsaales, des Sitzungssaales einer parlamentarischen Körperschaft etc.; aber absolut nicht in die Vorhalle eines Gotteshauses. In einer solchen habe ich eine Kaiserbüste noch nie gesehen. Sie könnte auch bei Strenggläubigen zudem Anstoß erregen, und sie nach der Feier zu entfernen, würde gewiss in einer auch sehr peinlichen Art und Weise öffentlich besprochen werden.**

*Dass keinerlei Büste im Inneren unserer Gotteshäuser stehen darf – ist außer Frage.*<sup>3</sup> Dieses eindeutige Statement von Dr. Stern begründet sich bereits auf die rabbinischen Anweisungen im Jerusalem unter römischer Herrschaft, als manche Kaiser von ihren jüdischen Untertanen die Verehrung ihrer Statue forderten. Dies verstößt gleich gegen zwei grundsätzliche Verbote der jüdischen Religion: Neben dem Einen Gott weitere Götter zu verehren (Exodus 20,3), und ein dreidimensionales Abbild irgendeines Lebewesens zu schaffen (Deuteronomium 4,16). Man darf auch, vor allem gegenüber Nichtjuden, nicht einmal den Anschein erwecken, ein Religionsgesetz zu übertreten, umso mehr im sakralen Raum einer Synagoge. Auf Grund dieser massiven Bedenken



entschied die IKG St. Pölten, von der Aufstellung einer Büste des Kaisers Abstand zu nehmen. Stattdessen entschloss sie sich, ein Gemälde des Monarchen anfertigen zu lassen. Gespendet wurde es von Samuel Mandl, Mitglied des Kultusvorstandes und des Baukomitees für die Synagoge, und von dessen Frau Berta. Den Auftrag dazu erhielt ihr »Beschneidungspatenkind« Emil Krausz.

## Der Maler

Emil Krausz wurde am 17. April 1897 in St. Pölten geboren und übersiedelte 1910 mit seiner Familie nach Graz, wo seine Eltern in der Herrengasse 19 eine Niederlassung der »Sächsischen Wirkwaren-Fabrik ›Zur Strumpfwelt« führten. Im Alter von 15 Jahren begann er ein Studium an der Landeskunstschule Graz bei Alfred von Schrötter. Im Jahr 1913, als er im Alter von 16 Jahren den Auftrag zur Anfertigung des Kaiserbildes für die St. Pöltener Synagoge bekam, erhielt er sein erstes steirisches Landesstipendium. Es folgte ein sechsmonatiger Aufenthalt in der Künstlerkolonie Dachau, die ein beliebter Treffpunkt der Münchener Landschaftsmaler und im 19. Jahrhundert ein einflussreiches Zentrum der Freilichtmalerei gewesen war.<sup>4</sup> Seit 1925 war er Mitglied der Grazer Sezession. Auch sein Bruder Franz besaß ein beachtliches künstlerisches Talent und wurde einer der bekanntesten Plakatmaler und Grafiker Israels.<sup>5</sup>

Als nun die neue St. Pöltener »Kaiser Franz Josef Huldigungssynagoge« am Sonntag, dem 17. August 1913, dem Vortag des kaiserlichen Geburtstags, um halb drei Uhr nachmittags eröffnet wurde, hing das Bild des jungen Grazer Malers Emil Krausz in der Synagoge.

»Dr. Blochs Österreichische Wochenschrift« berichtete ausführlich über die Einweihungsfeierlichkeiten, die unter Teilnahme zahlreicher städtischer Honoratioren und Abordnungen der Kultusgemeinden Wien,

Linz, Steyr, Wiener Neustadt, Baden, Krems, Mödling, Oberhollabrunn und Mistelbach vor einem nahezu tausendköpfigen Publikum stattfanden: Nach dem feierlichen Einzuge der Thorarollen erfolgte die Übergabe des Schlüssels zur Bundeslade an den Vorsteher Albert Leicht durch den Architekten Herrn Theodor Schreier, welcher in einer Ansprache hervorhob, dass es im Vereine mit den ausführenden Baumeistern [...] vollkommen gelang, ein der Würde eines Gotteshauses entsprechendes Bauwerk zu schaffen. Auch gedachte derselbe der Verdienste, welche sich der Vorsteher Herr Albert Leicht um das gute Gelingen erworben hatte (Lebh. [lebhafter] langanhaltender Beifall). Nunmehr erfolgte das Anzünden des ewigen Lichtes durch Herrn Rabbiner Dr. David Feuchtwang aus Wien, welcher diese heilige Handlung mit einer Ansprache einleitete, die allgemein Beifall fand. Daran schloß sich eine ergreifende Weihepredigt des St. Pöltner Rabbiners Herrn Dr. Adolf Schächter. Kultusvorsteher Albert Leicht sprach sodann den Dank allen denen, welche sich sowohl finanziell, wie auch mit Rat und Tat an der Durchführung dieses durchaus gelungenen Werkes beteiligten [...]. In besonders liebenswürdiger Weise sprach Herr Dr. Alfred Stern, Präsident unserer großen Nachbargemeinde Wien, und übermittelte dem Vorstande die herzlichsten Glückwünsche derselben. In Begleitung des

Geht's der  
Wirtschaft gut,  
geht's dem Standort  
Österreich gut.

Die Weltwirtschaft verändert sich laufend. Mit Forschung, neuen Technologien sowie innovativen Produkten und Dienstleistungen bleiben unsere Unternehmen wettbewerbsfähig. Damit sichern und schaffen sie Arbeitsplätze am Standort Österreich. Geht's der Wirtschaft gut, geht's uns allen gut.





Rabbener Dr. Adolf Schächter, 1864–1939 © injoest

Herrn Präsidenten befand sich der erste Sekretär der Kultusgemeinde Wien, Herr kais. Rat Dr. Theodor Lieben. Die Feier fand einen würdigen Abschluß durch ein Gebet für Se. Majestät den Kaiser Franz Joseph I. anlässlich seines Geburtsfestes und Absingen zweier Strophen der Volkshymne und des Königpsalmes. Auch die Herren Redner gedachten in ihren Ansprachen des Allerhöchsten Geburtstages, welcher mit der Einweihung in Verbindung gebracht wurde. Eine ganz besondere Weihe verliehen der Festlichkeit die kantoralen Leistungen. Einer speziellen Erwähnung bedarf der erhebende Gesang des Oberkantors der Wiener israelitischen Kultusgemeinde, Don Fuchs, und des Kantors der St. Pöltner Kultusgemeinde, Ph. [Philipp] W. Rabinovicz, welche im Vereine mit dem Chore der türkisch-israelitischen Gemeinde in Wien unter der Leitung ihres Chordiregenten Isidor Löwit eine hervorragende Wirkung erzielten.<sup>6</sup>

Nach Einweihung und Eröffnung der neuen Synagoge hing das Kaiserbild von Emil Krausz über 25 Jahre lang in dem Gebäude – der genaue Platz ist heute nicht mehr bekannt. Nach dem Novemberpogrom des Jahres 1938, bei dem die Synagoge im Inneren völlig zerstört wurde, gelangte das Gemälde in das St. Pöltener Stadt-

museum und wurde jahrelang in verschiedenen Ausstellungen, für die ein Kaiserbild benötigt wurde, gezeigt. Im Jahr 2000 gelang es Martha Keil, der heutigen Direktorin des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs, dieses Bild als jenes zu identifizieren, das Emil Krausz 1913 für die neue Synagoge der Stadt gemalt hatte.

Der Maler selbst war bereits am 19. Mai 1930 in Paris verstorben. Er wäre wohl in Vergessenheit geraten, hätte nicht die Kölnerin Elke Lummer in den letzten Jahren seine Lebensgeschichte recherchiert. In einem E-Mail an den Autor dieser Zeilen schrieb sie am 12. August 2003: *Ich habe mich schon während meines Studiums (Ethnologie) mit der Aufnahme und Bearbeitung von Lebensgeschichten beschäftigt, es war ein methodischer Schwerpunkt von mir, von daher ist mein Interesse nicht neu, aber in diesem Fall ein ganz persönliches, denn wenn ich sein Ölbild nicht vor 30 Jahren zufällig aus einer Kölner Mülltonne gezogen hätte, wäre Emil Krausz bis auf die drei nichtssagenden Sätze auf der Internet-Seite der Sezession [Graz] wohl für immer und ewig der Vergessenheit anheim gefallen. Bis vor zwei Jahren wusste ich davon überhaupt nichts, ich hielt es immer für das Bild eines begabten Kölner Hobbymalers, es hing wegen des Motivs (Stilleben mit Flieder und Kirschen) immer in der Küche – sicher kein optimaler Platz für ein Ölbild. Erst bei der Restaurierung vor zwei Jahren kam die Signatur zutage und damit begann meine Spurensuche. Er starb zwar zu jung, um Spuren in der Kunstgeschichte zu hinterlassen, aber man sollte ihn dennoch nicht gänzlich vergessen. Er war zu seiner Zeit ein bekannter und anerkannter Künstler, mit vielen Preisen und Stipendien ausgezeichnet, ist Zeit seines Lebens viel gereist, lebte sechs Jahre auf Sizilien, studierte u. a. bei [dem Bildhauer Alexander] Archipenko in Berlin und hat bei seiner Ankunft in Paris 1929 (als alle dort waren) sofort eine renommierte Galerie gefunden, zu der Zeit hatte dort [der Bildhauer] Alexander Calder seine erste Einzelausstellung. Es sah alles sehr gut für ihn aus, bis er mit 33 Jahren, tragisch und plötzlich in Paris starb.*<sup>7</sup>

Elke Lummer gelang es auch, das »tragische und plötzliche« Ende von Emil Krausz am 19. Mai 1930 im Krankenhaus von Versailles zu recherchieren.<sup>8</sup> Eine Woche zuvor war er an einer leichten Angina erkrankt, die mit heftigen Kopfschmerzen und Schlaflosigkeit einherging, weshalb er mit einem noch unerprobten Schlafmittel namens Somnothyryl behandelt wurde. Nach der Einnahme des Medikaments stellten sich starke Magenschmerzen und hohes Fieber ein. Als er vom Notarzt am Mittag des 19. Mai in Begleitung seiner Frau Elisabeth ins Krankenhaus eingewiesen wurde, war er bereits bewusstlos. Emil Krausz starb vier Stunden später, ohne

das Bewusstsein wiedererlangt zu haben. Die Obduktion ergab eine »Zerreißung der Blutgefe aus unbekannter Ursache«. Die unklare Todesursache führte zu öffentlichen Spekulationen, an der sich auch einige Zeitungen in Paris beteiligten. Die Freunde und Kollegen von Emil Krausz reagierten mit Bestürzung und Trauer auf seinen Tod und waren der Meinung, dass er sich auf dem Höhepunkt seiner künstlerischen Entwicklung befunden hatte. Der Maler Wilhelm Thöny, Mitbegründer und erster Präsident der Grazer Sezession, schrieb: *Er wurde aus [...] seiner rasch ansteigenden Bahn gerissen. So bleibt uns neben der Bewunderung für solchen Mut und Ernst ein Gefühl bitterer Trauer über sein Schicksal, das die Vollen- dung seines so verheißungsvollen Werkes nicht erlaubte.*

Im Juni 1930 fand in der Galerie Billiet Pierre-Vorms in der Rue la Botie 30 eine Gedchtnisausstellung statt, bei der ungefähr fünfzig der letzten Arbeiten von Emil Krausz gezeigt wurden. Neben vielen Freunden und Kollegen aus der »sterreichischen Kolonie« in Paris waren auch der sterreichische Gesandte und Mitarbeiter der Gesandtschaft bei der Eröffnung anwesend. Die Witwe Elisabeth Krausz schrieb im August 1930, dass die Ausstellung »in jeder Weise schöne Erfolge« gebracht hatte.

Ende des Jahres wurden die sterblichen Überreste von Emil Krausz nach Graz überführt. Er liegt auf dem dortigen jüdischen Friedhof begraben.

Am 25. April 1931 fand auf Initiative von Thöny die letzte und größte Präsentation seines Hauptwerkes in der Grazer Sezession statt, die Krausz ihre 7. Jahresausstellung widmete. Insgesamt waren 59 Grafiken, 49 Gemälde, darunter die letzten auf Sizilien und die 1930 in Paris entstandenen Werke, sowie 26 Zeichnungen zu sehen.

Die Verwaltung des künstlerischen Nachlasses oblag Elisabeth Krausz, die sich schon zu Lebzeiten ihres Ehemannes um die Kontakte zu Museen, Galerien und Kunsthändlern gekümmert, sich nach Atelierrumen umgesehen und Material organisiert hatte.

In den folgenden Jahren kauften öffentliche und private Einrichtungen einen Teil der Werke. Beispielsweise erwarb das heute nicht mehr bestehende »Kaufmännische Sanatorium (»Merkur«) Eggenberg« drei sizilianische Landschaften in Öl. Um welche Bilder es sich genau handelte und wo sich diese heute befinden, ist ungeklärt. Die Wiener Albertina kaufte zwei Kohlezeichnungen und eine Tuschezeichnung. Nach den Angaben von Elisabeth Krausz erwarb die Stadt Graz das Ölbild »Große

iv INDUSTRIELLEN  
VEREINIGUNG

## FÜR EIN STARKES EUROPA

Die sterreichische Industrie und unsere Partner  
in Mittel- und Osteuropa

- Infrastruktur und Transeuropäische Netze ausbauen
- Arbeitsmarkt ffnen
- In Bildung investieren
- Forschung, Entwicklung und Innovation fördern

BUSINESSEUROPE

Industrieland  
Österreich

[www.iv-net.at](http://www.iv-net.at)

Pariser Landschaft«. Den Großteil des Nachlasses wollte sie aber nicht verkaufen, um ihn für Ausstellungen geschlossen zu halten.

Im Jahr 1933 wurde Emil Krausz posthum die Goldene Medaille der Grazer Sezession verliehen. Bei der Ausstellung, die in diesem Jahr anlässlich des zehnjährigen Jubiläums der Sezession stattfand, wurden auch einige seiner Bilder gezeigt.

Nach dem »Anschluss« floh Elisabeth Krausz nach England. Im Juni 1938 berichtete sie in einem Brief von ihrer großen Sorge um die Bilder ihres verstorbenen Mannes, *die vollkommen wertlos geworden sind [...] und wer weiß, was mit ihnen geschieht*. Sie deponierte die Werke bei einem Spediteur in Triest, wo sie dann später von der Gestapo beschlagnahmt wurden. Der Verbleib der Bilder ist ungeklärt.

Im Jahr 1949 hielt sich Elisabeth Krausz in Graz auf, wahrscheinlich wollte sie vor Ort nach den Bildern suchen. Entsprechende Aufrufe in Zeitungen und im Radio blieben jedoch erfolglos. Drei Jahre später, 1952, wurde Emil Krausz in einem Katalog des Grazer Stadtmuseums zum letzten Mal erwähnt. Im Jahr 1970, vierzig Jahre nach dem Tod ihres Mannes, versuchte Elisabeth Krausz von London aus eine Ausstellung in der Albertina zu organisieren. Sie kam jedoch nicht zustande, da sich jene Arbeiten, deren Verbleib nicht unbekannt geblieben war, »in alle Erdteile« zerstreut im Besitz von Sammlern in Graz, Wien, Palermo, New York, Los Angeles, London, Tel Aviv und Haifa befanden.

Wenige Jahre später, Anfang der 1970er, zog Elke Lummer das besagte »Stilleben« aus einer Mülltonne in Köln. Fast 20 Jahre später, im Jänner 1990, starb Elisabeth Krausz. Es sollte noch einmal elf Jahre dauern, bis Frau Lummer das Bild, das bei ihr in der Küche hing, restaurieren ließ und damit diese Geschichte in Gang setzte. △

## Anmerkungen

- 1 Matthias Lackenberger, *Die Geschichte der Israelitischen Kultusgemeinde St. Pölten von 1867–1918*. Phil. Dipl. arb., Wien 1998, S. 22.
- 2 Ebenda, S. 42.
- 3 Ebenda, S. 47–48.
- 4 Injoest, *Lebenslauf von Emil Krausz, zusammengestellt von Elke Lummer im September 2005*.
- 5 Günter Eisenhut, *Franz Krausz. 1905–1998. Pionier der Werbegrafik in Israel*. Graz-Wien 2005.
- 6 Österreichische Wochenschrift Nr. 34 vom 22. 8. 1913.
- 7 Injoest, *E-Mail von Elke Lummer an Christoph Lind vom 12. 8. 2003*.
- 8 Die folgenden Informationen stammen aus dem bereits erwähnten *Lebenslauf von Emil Krausz, den Elke Lummer zusammengestellt hat*. Ihre Rechercheergebnisse mit zusätzlichen biographischen Angaben über Emil Krausz sind mittlerweile auch im Internet unter [http://de.wikipedia.org/wiki/Emil\\_Krausz](http://de.wikipedia.org/wiki/Emil_Krausz) abrufbar.

# Wirtschaftlicher mit ecoplus

Der Fall des »Eisernen Vorhangs«, ein beispielloser Reformprozess, Wirtschaftsaufschwung und schließlich die EU-Erweiterung – allesamt essentielle Ereignisse, die dazu beigetragen haben, dass Niederösterreich heute ein Land im Herzen Europas mit enormer wirtschaftlicher Dynamik ist. Die Wirtschaft boomt – neue Betriebe kommen ins Land, erweitern, investieren, Arbeitsplätze entstehen.

Um den Unternehmen – dem Puls der Wirtschaft – beste Rahmenbedingungen und Unterstützung zu geben, bietet ecoplus als Wirtschaftsagentur des Landes NÖ den Firmen ein umfassendes Service – ob es nun um die Ansiedlung oder Erweiterung eines Betriebs geht, um die Bereitstellung attraktiver Unternehmensstandorte, um den leichteren Zugang zu Bildungs-, Forschungs- und Entwicklungseinrichtungen, um die Förderung wichtiger regionaler Impulsprojekte, um neue Kooperationen & Netzwerke oder eben auch um den Schritt in die Märkte des neuen Europa.

»Niederösterreich war sich der Bedeutung von Klein- und Mittelunternehmen als Wachstums- und Beschäftigungsmotor für die Region schon immer bewusst – und auch der Bedeutung von Export als Wirtschaftsmotor. Naheliegend war also die Entscheidung, die Internationalisierungsaktivitäten niederösterreichischer KMU zu unterstützen und ihnen die ersten Schritte zum grenzüberschreitenden Geschäft zu erleichtern«, betont ecoplus Geschäftsführer Mag. Helmut Miernicki.

Die ecoplus International GmbH ist ein Non-Profit Beratungsunternehmen der ecoplus und der Raiffeisen Landesbank NÖ-Wien, das heimische Betriebe auf ihrem Weg nach Mittel- und Osteuropa durch den gesamten Prozess zum internationalen Geschäft begleitet.

»Zum einen helfen wir Unternehmen dabei, erste Geschäfte in den neuen EU-Ländern einzuleiten, zum anderen bringen wir aktiv konkrete Projekte, Ausschreibungen und Kontakte zu Firmen nach Niederösterreich«, sagt Dr. Gabriele Forgues, Geschäftsfeldleiterin

# Erfolg grenzenlos: International neue Märkte erobern!

## ecoplus International unterstützt Unternehmen beim Markteintritt in Osteuropa.

von ecoplus International. »Dadurch wird wiederum der Standort der Firmen in Niederösterreich gesichert, dies ist uns sehr wichtig«.

### Initiativen & Dienstleistungen von ecoplus International

Beispiele für aktive und umfassende Unterstützung sind die ecoplus Niederlassungen in Prag, Bratislava, Budapest, Warschau und Temeswar, die gemeinsam mit der Raiffeisenlandesbank NÖ-Wien in der Zeit von 2004 bis 2007 kontinuierlich eröffnet wurden. Seit Bestehen dieser Tochtergesellschaften wurden fast 2.060 Unternehmen betreut: Die Unterstützung bei der Suche nach Geschäftspartnern, die Bereitstellung von spezifischen Markt- und Brancheninformationen, rechtlichen Informationen, die Kontaktherstellung zu Behörden, Rechtsanwälten, Steuerberatern und die Beratung hinsichtlich lokaler Fördermittel sind häufige Anliegen der Unternehmen.

Weiters gibt es ein mobiles KMU-Beratersteam in Niederösterreich, Teilnahme an Messen und Produktpräsentationen in Osteuropa, Seminare und Fachveranstaltungen zu exportrelevanten Themen, Marketing-Coaching und Events: So veranstaltete ecoplus International Anfang dieses Jahres den »Internationalisierungstag«, zu dem Wirtschaftstreibende aus 10 mittel- und osteuropäischen Ländern kamen, um Kontakte zu knüpfen und Geschäfte anzubahnen. Und mit dem »neuland Award 2008« wurde heuer erstmals eine Auszeichnung an kleine und mittlere Unternehmen vergeben, die erfolgreich Geschäfte mit Firmen aus Mittel- und Osteuropa aufgebaut, zugleich aber auch zur Standortsicherung in Niederösterreich beigetragen haben.

Im Jahre 2007 neu ins Leben gerufene Dienstleistungen sind das Ausschreibungsportal, das internationale Ausschreibungen auch in deutscher Sprache zugänglich macht, und das Handelsagentenportal, das niederösterreichischen Unternehmen ermöglicht, ihren Vertriebsprofi in den Erweiterungsländern zu finden. Brandaktuell ist der Pocket-Guide mit dem Titel »Personal und interkulturelles Know-how«.

»Globales Denken und internationales Agieren gewinnen von Jahr zu Jahr mehr an Bedeutung, die Chancen für Unternehmen in den neuen EU-Ländern werden immer größer und vielfältiger«, weiß Mag. Miernicki. »Genauso vielfältig ist unser Unterstützungsangebot, das wir den jeweiligen Bedürfnissen entsprechend auf individueller Basis anbieten – im Sinne der Internationalisierung niederösterreichischer Betriebe«. (PR)



ecoplus Geschäftsführer  
Mag. Helmut Miernicki  
© Foto Thule JUG

ecoplus. Niederösterreichs Wirtschaftsagentur GmbH  
Tel. 0043 2742 9000-19 900

[headoffice@ecoplus.at](mailto:headoffice@ecoplus.at)

[www.ecointernational.at](http://www.ecointernational.at)

[www.ecoplus.at](http://www.ecoplus.at)

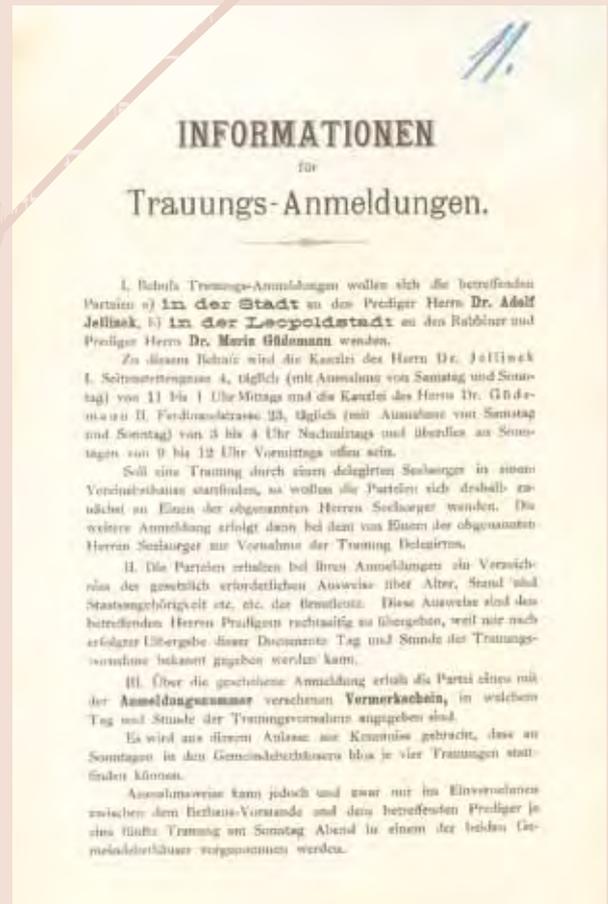
# Liebesg'schichten und in Lebenserinnerungen

Eleonore Lappin

Im 19. und im beginnenden 20. Jahrhundert waren in Wiener bürgerlichen jüdischen Familien arrangierte Ehen durchaus üblich. Der traditionelle Schadchen bediente nur die gesetzestreuen Eltern, während sich akkulturierte Familien moderner Heiratsvermittler/innen bedienten. Dabei handelte es sich nicht nur um Profis, sondern auch um Freunde, Freundinnen und Verwandte. Jedenfalls prüften und entschieden die Familien, ob die künftigen Eheleute zusammenpassten. Doch ebenso wie in der allgemeinen Gesellschaft regte sich ab der Jahrhundertwende auch unter jungen bürgerlichen Jüdinnen und Juden zunehmend der Wunsch nach moderneren Lebensformen und damit auch nach Freiheit bei der Partnerwahl. Die sozialen, politischen und wirtschaftlichen Umbrüche während und nach dem Ersten Weltkrieg verliehen dieser Entwicklung eine zusätzliche Dynamik. Dennoch bestanden auch zur Zeit der Ersten Republik alte und neue Formen der Partnerwahl und des Familienlebens nebeneinander weiter.

## Eheschließungen im Fin de Siècle

Die Partnerwahl durch die Eltern sollte sicherstellen, dass die zukünftigen Eheleute und deren Familien zueinander passten, dass der erreichte gesellschaftliche Status nach Möglichkeit verbessert, jedoch keinesfalls verschlechtert werde. Die Sicherung des Familienein-



# Heiratssachen

## aus dem jüdischen Wien



*Ketuba der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde, ca. 1920. Im 20. Jahrhundert erhielt der traditionelle Ehevertrag vermehrt die Bedeutung einer modernen Heiratsurkunde. © Jüdisches Museum Wien. Foto: David Peters*

kommens war daher insbesondere bei der Wahl der Schwiegersöhne eine vorrangige Überlegung. Bisweilen konnte offensichtliches geschäftliches Talent des zukünftigen Schwiegersohns eigenes Vermögen ersetzen, andererseits wog ein ansehnliches Vermögen bis zu einem gewissen Grad den fehlenden gesellschaftlichen Status auf. Bildung hatte zwar Ansehen, doch befürchteten viele Brauteltern, dass sie nicht unbedingt ein bürgerliches Einkommen sicherte. Zuletzt achteten die Heiratsvermittler/innen wohl auch darauf, dass das zukünftige Paar gemeinsame Interessen und Ansichten hatte, denn schließlich sollten sich die gestifteten Ehen zu glücklichen Familien entwickeln.

Josef Pick (geb. 1849) entstammte einer Familie böhmischer Textilfabrikanten. Nachdem es den Picks innerhalb zweier Generationen gelungen war, durch harte Arbeit, gesunden Geschäftssinn und eine kluge Heiratspolitik ein kleines Imperium aufzubauen, übersiedelte die dritte Generation, der Josef angehörte, nach Wien. Er selbst machte den Anfang, da er im Gegensatz zu seinen Verwandten kein Interesse am Geschäft zeigte und stattdessen in Wien die Mittelschule besuchte und ein Jusstudium absolvierte. Als er bereits in den Vierzigern war, ehelichte der lebens- und bildungshungerrige Rechtsanwalt die mehr als zwanzig Jahre jüngere Charlotte Rubinstein (geb. 1870), die ihm zwei Töchter, Vally (1894) und Käthe (1895), schenkte. Rückblickend

Als die Wiener Israelitische Kultusgemeinde 1894 jüdische Trauungen regelte, stellte sie den jungen Paaren die Wahl des Bethauses, wo die Trauung vollzogen werden sollte, frei – ein Zeichen dafür, dass zumindest unter den akkulturierten Juden die religiösen Barrieren zu fallen begannen und Mitglieder unterschiedlicher religiöser Gemeinden heirateten. © Archiv der IKG Wien, Bestand Jerusalem, Archiv Katalog S100, CAFHJP



erklärt Käthe, warum die Beziehung ihrer Eltern trotz vieler gemeinsamer Interessen doch nicht harmonisch war: *Sie [die Mutter] ist temperamentvoll, lebendig und unternehmungslustig wie er [der Vater], sie teilt seinen Bildungsdrang, sein Interesse für Literatur und Kunst, für Reisen und Landschaft. Aber all das entspringt bei ihr ganz anderen Quellen. Äußerlich in vielem ähnlich, sind die beiden doch grundverschieden. Bei meinem Vater ist alles natürlich, selbstverständlich, organisch gewachsen. Bei meiner Mutter ist alles errungen, oft gewaltsam erkämpft.*<sup>1</sup>

Im Gegensatz zu den soliden böhmischen Picks hatte erst Charlottes Vater sein beachtliches Vermögen erworben, und zwar nachdem er von der Bukowina nach Rumänien ausgewandert war. Die Rubinsteins waren daher nicht nur Neureiche, sie waren auch Ostjuden, im Wien der Jahrhundertwende eine schwere Belastung für eine gesellschaftlich ambitionierte Frau wie Charlotte Pick. Obwohl Charlotte bereits bei ihrer Übersiedlung vom rumänischen Galatz (Galați) nach Wien gebildeter war als die meisten jüdischen Großbürgerinnen, mit denen sie nun verkehrte, konnte sie den Makel ihrer Herkunft nie ganz überwinden. Selbst Käthe rebellierte gegen Eigenschaften ihrer Mutter, die sie bewusst und unbewusst als (ost-)jüdisch ablehnte. Auch innerhalb der Familie nahmen Josef und Charlotte einen untergeordneten Rang ein, denn sie waren nur die Intellektuellen, die wesentlich weniger verdienten als die Industriellen – und Geld bestimmte den Status. Auch sonst konnte sich die Familie von Josef Pick finanziell gerade noch im Großbürgertum halten, und auch dazu benötigten sie häufig finanzielle Hilfe von Verwandten. Während Charlotte ihr Leben lang um gesellschaftliche Akzeptanz kämpfte, wählte Josef den Weg des charmanten *enfant*

*terrible*. Damit erschwerte er seiner Frau das Leben noch mehr, wurde jedoch zum Vorbild seiner Tochter Käthe, die offen gegen die gesellschaftlichen Werte ihrer Familie rebellierte. Dennoch bedurfte es erheblicher innerer Kämpfe, bevor sich Käthe 1916 der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei anschloss.

Hans Robert Fliegel berichtet in seinen Erinnerungen von einer problemloseren Aufnahme eines galizischen Juden ins Wiener Großbürgertum. Sein Großvater sei ein »Ghettojude« und einfacher Uhrmacher aus Jaroslau (Jarosław) gewesen. Er hatte das Glück, dass seine Tüchtigkeit auffiel und er eine junge Dame aus wohlhabendem Wiener Haus heiraten konnte. Mit ihrer Mitgift baute er den angeblich größten Uhrengroßhandel der Monarchie auf. Nachdem sein Großvater seine einfache ostjüdische Herkunft so eindrucksvoll überwunden hatte, konnte sich sein Enkel Robert (geb. 1920) bereits wieder mit einigem Stolz dazu bekennen.<sup>2</sup>

Dass Geld eher als Bildung half, gesellschaftliche Barrieren zu überwinden, zeigen auch die Umstände der Heirat von Bernhard Wachstein (geb. 1868) und Marie Weiss (geb. 1878). Bernhard Wachstein trieb sein Bildungshunger aus dem galizischen Tluste (heute: Tovste, Ukraine) nach Wien, wo er sich durch das Universitätsstudium orientalischer Sprachen und Philosophie hungerte und daneben eine Ausbildung zum Rabbiner absolvierte. 1903 erhielt er eine Anstellung in der Bibliothek der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde und errang die Liebe der schönen, aus wohlhabendem Brünner und Wiener Haus stammenden Marie Weiss. Ritschi, wie sie allgemein genannt wurde, war eine emanzipierte Frau. Sie trug kein Mieder, sondern lose fallende Reformkleider und eine schlichte Frisur.

Von links nach rechts: Bernhard Wachstein, Marie Wachstein, geb. Weiss, eine emanzipierte junge Frau der Jahrhundertwende und Sonia Wachstein © Muki Fairchild

Als ausgebildete Lehrerin wollte sie eigentlich ledig bleiben, doch gelang es Bernhard, sie umzustimmen. Dass er kein typischer bürgerlicher Bräutigam war, dürfte ihm dabei geholfen haben, denn Ritschi *gefielen immer junge Männer, die absolut kein Geld hatten, aber von einer Sache oder einer Idee besessen waren*. Ihre Familie hingegen, und insbesondere ihre Mutter, waren entsetzt: *Bernhard Wachstein schien ein Niemand zu sein. Er hatte kein Geld, eine kleine Stelle, keine guten Kleider, keine verbindlichen Wiener Manieren und, was am schlimmsten war, er sprach Deutsch mit einem galizischen Akzent. Das Vorurteil gegen Juden aus Polen war unter Wiener Juden fanatisch*, schreibt ihre Tochter Sonia in ihrer Autobiographie. Ihre Mutter erhielt zwar ihre Mitgift, mit der das junge Paar eine Villa in Hütteldorf, nahe dem von Bernhard so geliebten Wienerwald, bauen konnte, doch an der Hochzeit nahm nur Mariens Lieblingsbruder Sigmund teil. Bernhard Wachsteins beruflicher Aufstieg zum Bibliotheksleiter, seine Erfolge als jüdischer Historiker und zwei gelungene Kinder besänftigten Mariens Mutter mit der Zeit. Er hingegen vergab ihr die anfängliche Kränkung nie. Ritschi fand sich problemlos mit ihrer Rolle als Hausfrau und Mutter ab, machte Bernhard in praktischen Dingen völlig von sich abhängig, war eine gute und häufige Gastgeberin, aber keine typische Wiener Bürgerin. Ihre Haushaltsführung war bestimmt von ihrer Abneigung gegen unnötigen Luxus und Überfluss, was der Familie zur Zeit der Nachkriegsinflation zustatten kam: *Nun, da Lebensmittel und Gebrauchsge-*



*genstände so teuer waren, fühlte sich meine Mutter in ihrem Element, da sie den puritanischen Zug in ihrem Charakter ausleben konnte.*<sup>3</sup>

## Ehevermittlungen in der Ersten Republik

Als der dreißigjährige Wiener Ernst Klaar im November 1918 abrüstete, konnte er seinen Posten bei der Länderbank, der ihm solide Karriereaussichten bot, wieder antreten. Nun machte er sich auf die Suche nach einer Ehefrau.

*In den alten Zeiten, fern in der Bukowina, war das kein Problem gewesen, eine Frau zu finden. Aber in Wien wurden die Dienste des Schadchen, des jüdischen Heiratsvermittlers, nicht in Anspruch genommen. Man verschmähte die »Jente«, die Ehestifterin aus »Anatevka«. Aber es gab – um bei den Musicals zu bleiben – Ehestifter wie die »Dolly« aus »Hello Dolly«. Und so eine Dolly war es, die die Klaars mit den Schapiras zusammenbrachte.*

Ernst Klaars Sohn Georg (George Clare) zeigt, dass die in der Ersten Republik geschlossene Ehe seiner Eltern nach wie vor ebenso sehr Familienangelegenheit wie Sache des Brautpaares war. Die Klaars und die Schapiras passten zusammen: Dr. Ludwig Klaar, der Vater des Bräutigams, stammte aus Czernowitz und hatte lange Zeit als Arzt in der k.u.k. Armee gedient, bevor er sich in Wien niederließ. Hier brachte er es 1912 – aufgrund seines Festhaltens an der jüdischen Religion erst unmittelbar vor seiner Pensionierung – zum Wiener Stadt-Physikus, also zum höchsten beamteten Arzt. Bernhard und Adele Schapira stammten aus Galizien. Mit Vertretungen amerikanischer Lebensmittelfirmen hatte Bernhard erheblichen Wohlstand erworben. Bei der Heirat von Ernst Klaar und Stella Schapira waren allerdings auch romantische Gefühle im Spiel. Ernst Klaar, laut seinem Sohn ein »seelenvoller Bankier«, verliebte sich beim ersten Treffen, noch unter den wachsamen Augen der Heiratsvermittlerin, sogleich in seine zukünftige Frau. *Mutters Reaktion auf Ernst war etwas weniger enthusiastisch. »Ich wusste nicht recht,« erzählte sie mir, »was ich von dem langhaarigen jungen Mann halten sollte, der seine luftig-leichte poetische Seele so offen zur Schau trug. Ich hatte mir junge Bankiers etwas anders vorgestellt. Dennoch, da war etwas an ihm, das mir gefiel.*«<sup>4</sup>

Ezechiel Nussbaum (links) und der bekannte zionistische Politiker Robert Stricker (Mitte) vor der Hochschule für Bodenkultur in Wien beim jährlichen Gedenkgang anlässlich Theodor Herzls Sterbetag (3. Juli 1904), 1929. Als moderner Anhänger der ungarischen Orthodoxie trägt Nussbaum keine sichtbaren Zeichen jüdischer Gesetzestreue. © injoest, Sammlung »Lebenserinnerungen österreichischer Juden«

Stella machte keinen Hehl aus der pragmatischen Haltung, mit welcher bürgerliche Bräute ihren zukünftigen Partnern, den Vätern ihrer Kinder und Familien erhalten, entgegentraten. Dennoch: ohne eine gewisse Sympathie wäre nicht geheiratet worden. Dies war wohl auch ein Grund dafür, dass arrangierte Ehen häufig sehr harmonisch und glücklich waren, eine Tatsache, die manche Kinder aus solchen Ehen, die bereits völlig andere Vorstellungen von Partnerwahl hatten, nur mehr schwer akzeptieren konnten. So berichtet Yehudith Segal ihren Enkelkindern:

*Die Ehe meiner Eltern war arrangiert, nachdem die Eltern meiner Mutter die Verbindung mit ihrer großen romantischen Liebe, einem Opernsänger, der, obwohl Jude, in ihren Augen unpassend war, aufgelöst hatten, vermutlich weil er ihrer Tochter nicht den ihr zustehenden Luxus würde bieten können. So fanden sie meinen Vater, älter, gesetzter und mit dem Ruf, für die Geschäftswelt geeignet zu sein, wo er es mit einer stattlichen Mitgift zu etwas bringen konnte. Mein Vater himmelte meine Mutter an, aber ich weiß nicht, ob sie miteinander glücklich waren. Wir hatten jedoch ein glückliches Heim mit viel Lachen, Singen*

*und Summen populärer oder bekannter Melodien. Das Büro meines Vaters war im Erdgeschoss desselben Hauses und meine Mutter pflegte zu sagen, dass er, sobald er die Bürotür hinter sich zuschlug, auch alle Sorgen wegspernte, pfeifend die Stiegen heraufkam und fröhlich und sorglos war, sobald er die Wohnung erreichte.<sup>5</sup>*

Yehudiths Vater, Alois Batscha, hatte die in ihn gesetzten Erwartungen erfüllt und seiner Frau und Tochter ein glückliches Familienleben geschaffen. Dennoch kann Yehudith rückblickend nicht an das Glück ihrer Eltern glauben, da ihre Mutter scheinbar dazu »gezwungen« worden war. Der »Anschluss« 1938 machte diesem harmonischen Leben ein Ende. Yehudith konnte Wien im selben Jahr mit einem Kindertransport verlassen und nach England flüchten, ihre Eltern wurden in der Shoah ermordet. Auch deshalb hegt sie den Verdacht, die Atmosphäre im so früh und tragisch verlorenen Elternhaus rückblickend zu glorifizieren. Wie normal diese Form der Eheschließung im bürgerlichen jüdischen Wien der Ersten Republik noch war, ist der Emigrantin nicht mehr bewusst.



Käthe Leichter, Ende der 1920er Jahre © Verein für die Geschichte der Arbeiterbewegung Wien

Die Familie Leichter bei einem der üblichen Sonntagsausflüge, v.l.n.r. Heinz (Henry O.), Otto, Käthe und Franz (Francis) Leichter © DÖW

## Die Liebeshe

Stella Klein-Löw (geb. Herzig) hörte um 1912, als sie acht Jahre alt war, ein Gespräch zwischen ihrem Vater und ihrem Großvater:

*Es ging um Geld, das für »Stelli« angelegt werden sollte, damit es »sicher« ist. Man müsse besonders vorsichtig sein, denn: »Durch Schönheit wird sie kaum imponieren« – sagte mein Großvater. [...]*

*Mein Vater sprach mit mir über Großvater, der aus einer Zeit komme, in der man schon lange vor ihrer Heirat Mitgift für die Töchter zurücklegen musste, damit sie einen Mann finden. [...] Plötzlich erfasste ich, was Großvater gemeint hatte. Ich war ein hässliches Mädchen, da musste man viel Geld zahlen, sollte ich einem Mann imponieren. Ich bekam Kopfweh und Erbrechen vor lauter Kummer. [...] Was mich von diesem Schock befreite? Der erste wirkliche Kuss, der alle Mitgift- und sonstigen Sorgen wegzauberte. Ich gefiel »ihnen«. Weg war das hässliche Mädchen.*

Zu diesem Zeitpunkt war auch ihre Mitgift bereits weg. Als gute Patrioten hatten Vater und Großvater Krieganleihen gezeichnet, die zu Kriegsende völlig

wertlos waren. Ebenso ging der Haus- und Gutsbesitz in Galizien verloren. *Im Krieg wurde aus dem großbürgerlichen Großeltern- und Elternhaus eine um ihr Dasein, buchstäblich um das Stück Brot kämpfende Familie.* Statt auf eine gute Partie zu warten, erarbeitete sich Stella Klein-Löw ihr Mittelschul- und Universitätsstudium und schloss sich zunächst der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ), mit achtzehn dann der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SDAP) an. Dass die Herzigs ebenso wie viele jüdische und nichtjüdische bürgerliche Familien ihr Vermögen verloren, ermöglichte Stella eine eigenständige Lebensplanung. Dennoch stand sie bis zur Bekanntschaft mit ihrem späteren ersten Mann, Hans Klein, unter dem Einfluss bürgerlicher Vorstellungen von Partnerschaft und Ehe:

*Ich hatte einige unschuldige »Flirts« hinter mir und einige ernsthaftere Bewerber um mich, junge Männer aus der sozialistischen Jugendbewegung und frühere SAJler. Ich möchte nicht sagen, dass sie mir gleichgültig waren, aber ich wusste nichts mit ihnen anzufangen. Ausflüge machen, klettern gehen, diskutieren – ja. Kokettieren gehörte dazu – mehr nicht. Ich war heiter, geschwind in Wort und Schritt,*



Ein lebenslanges Happy-End: Stella und Moe Löw nach ihrer Rückkehr nach Wien © DÖW

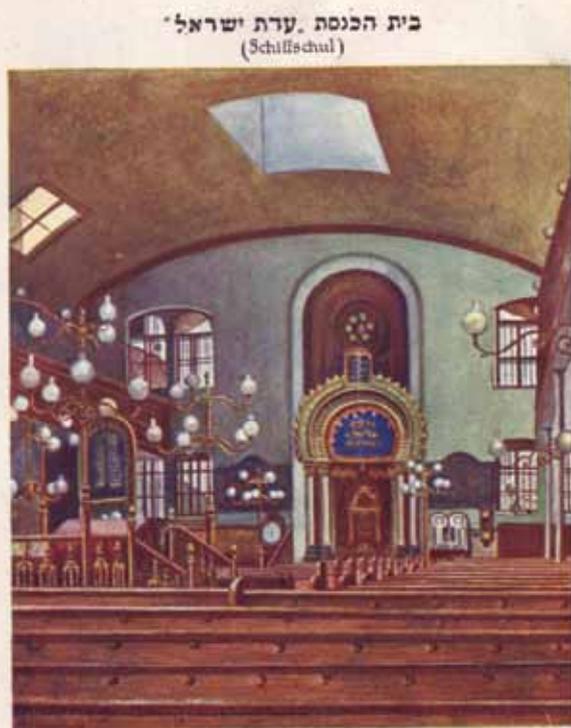
Links: »Weg war das hässliche Mädchen«: Stella Klein-Löw © DÖW

*beliebt aber nicht geliebt. Ich verstand jeden Spaß und lachte gern. Trotz meiner inneren und äußeren Bindung an die sozialistische Partei war ich – immer noch – das Produkt meiner Kindheit und frühen Jugend: ungeweckt, verhaftet mit den Urteilen und Vorurteilen der Welt von gestern.<sup>6</sup>*

Auch Käthe Leichter fühlte sich als Kind und Jugendliche hässlich und stand stets im Schatten ihrer hübschen, nur wenig älteren Schwester Vally. Die in ihren Gesellschaftskreisen üblichen Geselligkeiten und insbesondere die Tanzveranstaltungen und Flirts verabscheute Käthe. Sie rebellierte gegen ihr großbürgerlich-jüdisches Umfeld, indem sie sich betont einfach kleidete und sich abweisend gegenüber dem anderen Geschlecht verhielt. Zu einer Zeit, da junge Menschen Sport und Wandern als unbürgerliche moderne Freizeitbetätigungen entdeckten, bevorzugte sie Bücher und Musik. Rebellion und Verkorkstheit waren bei der jungen Intellektuellen eng verbunden. Daher wusste sie auch eine »Therapie« ähnlich der Stella Klein-Löws lange Zeit zu verhindern. *Nie hätte ich es mir und anderen eingestanden – aber wie froh wäre ich gewesen, wenn mich einmal*

*ein Studienkollege nicht wegen Skripten angesprochen hätte! Aber wer hätte sich getraut, zu mir ernstem, sachlichem, in Haltung wie in Kleidung absolut unkokettem Mädels von etwas anderem zu sprechen als vom Studium?<sup>7</sup>*

Zunächst fand Käthe ihren wahren Lebensinhalt in der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei. Gegen Ende des Kriegs lernte sie Otto Leichter kennen, der ihr ein kongenialer Partner im politischen Engagement wie auch als Ehemann und Vater ihrer beiden Söhne Heinz (geb. 1924) und Franz (geb. 1930) wurde. Mit ihm und später mit den Kindern entwickelte sie Begeisterung für Sport und Wandern. Die Leichters führten eine moderne Ehe. Käthe arbeitete Vollzeit als Sozialwissenschaftlerin und war politisch aktiv. Dennoch nahm die Familie das von einer Hausgehilfin zubereitete Mittagessen stets gemeinsam zu Hause ein und Käthe versäumte es nie, ihre Söhne gemäß dem geliebten Zeremoniell schlafen zu legen, bevor sie zu abendlichen Parteiversammlungen ging.<sup>8</sup> Leichter, die bereits 1895 geboren wurde, war der Erste Weltkrieg bei dieser Entwicklung nicht zur Hilfe gekommen. Sie entschied sich noch zur Zeit der Monarchie für das Studium der Staatswissenschaften, das Frauen so gut wie keine Karriereaussichten zu bieten schien. Ihr Beitritt zur SDAP bedeutete die Abkehr vom politischen Liberalismus ihres Vaters, aber auch von den Werten des jüdischen Großbürgertums, die sie 1923 mit dem Austritt aus der Israelitischen Kultusgemeinde formal besiegelte. In ihrer Ehe und Familie hingegen hielt sie an vielen traditionellen Werten und Formen fest. So förderte sie, die gegen die Großfamilie rebellierte, den regelmäßigen Kontakt zwischen ihren Kindern und den Schwiegereltern. Ihre Beziehung zu ihren eigenen Eltern blieb stets sehr eng. Sie war stolz, dass ihre Ehe sich von denen ihrer Freundinnen und Freunde aus der Jugendbewegung unterschied, wo *nicht nur rasch gehehlicht, sondern ebenso rasch wieder geschieden wurde [...]* Die typischste der in der Jugendbewegung geschlossenen Ehen war wohl die zwischen dem philosophierenden Paul Friedländer und der ehrgeizigen Fritz Eisler: »Wenn einige von uns während des Krieges hingingen, um im Haushalt zu helfen und zu sehen, ob man nicht auf die Milch für den herzigen kleinen Buben vergessen hatte, erlebten sie alle Schrecken eines Intellektuellenhaushaltes. Mein späterer Mann und ich haben einander, obwohl wir beide von der Jugendbewegung naschten, nicht in ihr kennen gelernt.«<sup>9</sup>



Die Schiffsschul in Wien 2, Große Schiffgasse 8, war das Zentrum der ungarischen Orthodoxie.  
© Jüdisches Museum Wien

Eheliche Untreue nahm in der Zwischenkriegszeit vermutlich nicht zu, wurde jedoch zunehmend zu einem Problem, ja Scheidungsgrund. Denn die modernen Liebesehen schienen ohne Treue gescheitert. Beruflich besser ausgebildete Frauen hatten aber auch die Möglichkeit, sich selbständig zu erhalten, weshalb die Scheidung für sie viel von ihrem Schrecken verlor. Marie Jahoda und Paul Lazarsfeld waren das Paradedpaar der sozialistischen Jugendbewegung. Ihre zusammen mit Hans Zeisel verfasste Studie über »Die Arbeitslosen von Marienthal«<sup>10</sup> wurde zu einer Pionierleistung der Sozialwissenschaften, und beide waren begeisterte Eltern ihrer Tochter Lotte. Dennoch war die 1927 geschlossene Ehe 1932 am Ende, da Paul, wie Marie in ihrer Autobiographie schreibt, für die Monogamie nicht geschaffen war und sich in seine spätere zweite Ehefrau verliebt hatte.<sup>11</sup> Dennoch pflegten Marie Jahoda und Paul Lazarsfeld weiterhin freundschaftliche und berufliche Kontakte. Tragischer endete die erste Ehe von Stella Klein-Löw. Der zu Depressionen neigende Hans Klein nahm sich 1933 nach einem ehelichen Fehltritt und anderen familiären und beruflichen Problemen das Leben. In der englischen Emigration verliebte sich Stella schließlich in Moe Löw, den ein britisches Visum aus dem KZ Dachau befreit hatte. Zu einem zweiten Versuch mit einer traditionellen Ehe musste Moe Stella erst überreden: *Ich wollte für Moe da sein. Heiraten wollte ich nicht. Ich wollte mich nicht binden. Moe sagte: »Entweder alles oder nichts« – und er blieb dabei. So heirateten wir am Vortag meines Geburtstages, am 27. Jänner 1940 auf dem Standesamt von Hampstead.*<sup>12</sup> Die Ehe hielt ein Leben lang.

Modernität war im Wien der Zwischenkriegszeit nicht auf die säkularisierten und assimilierten Juden beschränkt. Neben diesen gab es ein orthodoxes Segment, das bewusst modern und akkulturiert war, diesen bürgerlichen Lebensstil jedoch mit einem gesetzestreuen Leben verband. Säkulare Bildung war für die Kinder solcher Familien eine Selbstverständlichkeit, weshalb sie auch samstags in die Schule gingen, ohne jedoch mitzuschreiben. Auch ein Teil der Angehörigen der strenggläubigen ungarischen Orthodoxie, die im Westen Ungarns und der Slowakei sowie im heutigen Burgenland verbreitet war, beschritt nach der Übersiedlung nach Wien diesen Weg, ohne den Kontakt zu ihren Heimatgemeinden aufzugeben. Für ihre bereits in Wien aufgewachsenen Kinder wirkten manche Bräuche, mit denen sie bei ihren Besuchen in der Provinz konfrontiert waren, äußerst befremdlich.

Chava Holtzmans Familie, die zum modernen Segment der ungarischen Orthodoxie gehörte, verbrachte alle Sommer im burgenländischen Sauerbrunn, einer beliebten Sommerfrische ihrer Gesellschaftskreise. Im Sommer 1933 nahm ihr Großvater Chava zur Verlobungsfeier zweier ungarischer Familien mit:

*Wir kamen in einen großen Garten, wo viele Menschen versammelt waren. [...] In der Mitte des Gartens standen zwei Garten-Kinderbetten. In einem stand ein eineinhalbjähriges Mädchen [...]. Ihr gegenüber, ein dicker zweijähriger Bub. Nun klopfte man auf ein Glas, es wurde still, jeder stand auf, die Zeremonie zu sehen. Der alte Rabbi mit dem weißen Bart stand zur Seite des kleinen Mädchens. Er war ihr Vater. An der Seite des kleinen Bubens war sein Vater, er mit einem schwarzen Bart.*

*Die beiden Väter nahmen jeder die Hand ihres Kindes und legten für einen Moment die Hände der Kinder ineinander. Dann griff der Vater der »Braut« in seine Brusttasche, entnahm ihr eine schwere goldene Uhr, wie man sie damals trug, mit einer Kette in der Tasche der Weste. Er hob die Uhr hoch, zeigte sie feierlich den Versammelten und übergab sie dem Vater des Jungen. Es wurden Sprüche*

## „Freuen Sie sich eigentlich auf Ihre Pension?“

Mit der PRÄMIENPENSION der Wiener Städtischen und 9,5% staatlicher Prämie werden Sie es kaum noch erwarten können.

IHRE SORGEN MÖCHTEN WIR HABEN

Mehr Infos unter  
050 350 350 oder  
[www.wienerstaedtsche.at](http://www.wienerstaedtsche.at)

WIENER  
STÄDTISCHE  
VIENNA INSURANCE GROUP

gesagt [...] Ich erinnere mich noch heute, dass es mir, einem Kind von sieben Jahren, kalt über den Rücken lief. In diesem zarten Alter bestimmen die Eltern die Zukunft der Kinder?<sup>13</sup>

Chavas Entsetzen zeigt, wie rasch sich die Vorstellungen nicht nur bezüglich Eheanbahnung, sondern auch Kindererziehung gewandelt hatten. So durfte Chava zum Beispiel von einer streng orthodoxen Schule ins Chajes-Gymnasium wechseln, da sie die schwarzen Bärte der Lehrer verstört hatten. Zur Hilfe kam ihr dabei, dass ihr Vater Ezechiel Nussbaum Zionist war. Dennoch hatte er kein Verständnis für ihren Wunsch, sich einer Gruppe des zionistischen Jugendbundes »Makkabi Hazair« anzuschließen: *Aus äußerst unvernünftigen Gründen war mein Vater dagegen, dass ich mit der Gruppe war. Ich werde mich mit Jungs einlassen und das Lernen vernachlässigen. Ich musste sehr schwer kämpfen, um bei der Jugendbewegung zu bleiben.* Rückblickend meint Chava Holtzman, die nach ihrer Flucht nach Erez Israel die religiöse Praxis ablegte, dass ihrem Vater die Synthese zwischen einem mild religiösen und aufgeklärten Menschen letztlich nicht gelungen sei. Die Verlobungsfeier in Sauerbrunn zeigt jedoch, wie weit der Weg war, den Ezechiel Nussbaum bereits zurückgelegt hatte. Auch trug Chavas Emigration nach Palästina sicher weiter dazu bei, ihr selbst das frühere Leben in Wien fremd und antiquiert erscheinen zu lassen.

## Das Ende

Das Familienglück der Leichters erlitt bereits nach der Niederschlagung des Aufstands der Arbeiterbewegung im Februar 1934 einen Einbruch, als Käthe und Otto in die Schweiz flüchteten, um einer Verhaftung zu entgehen, und einige Zeit von ihren Söhnen getrennt waren. Nach ihrer Rückkehr im September 1934 lebten und arbeiteten sie illegal im niederösterreichischen Mauer, wo die Polizeikontrollen weniger scharf waren als in Wien. Dennoch gelang es ihnen, neuerlich ein harmonisches Familienleben aufzubauen, das erst mit dem »Anschluss« 1938 ein Ende fand. Otto floh sofort aus Österreich, während Käthe versuchte, eine legale Auswanderungsmöglichkeit für sich und ihre Söhne zu erlangen. Sie wurde im Mai 1938 verhaftet, im Jänner 1940 ins KZ Ravensbrück überstellt und am 17. März 1942 in Bernburg, Deutschland, vergast. Otto, Heinz und Franz konnten über Frankreich in die USA emigrieren.

Marie Jahoda blieb ein solches Schicksal erspart, da sie bereits nach einer Verhaftung im Jahr 1936 nach England emigrieren musste. Ihre Tochter Lotte wurde zu

ihrem Vater in die USA geschickt. Als Marie 1945 endlich auch dorthin gelangte, dauerte es geraume Zeit, bis Lotte sie wieder akzeptierte.

Sonia Wachstein blieb ledig. Dass sie sich damit gewollt den Traum ihrer Mutter erfüllte, steht zu bezweifeln. In Wien konnte sie sich für keinen ihrer Verehrer entscheiden. *Ich hatte die merkwürdige Überzeugung, dass mir die Welt immer offen stehen und ein Mann, der zu einer endgültigen Bindung bereit war, immer auf mich warten würde.* Im englischen Exil hatte sie *eine sehr enge und glückliche Beziehung mit einem österreichischen Journalisten, F.O.K. Auch er wollte nach dem Krieg nach Wien zurückkehren. Ich konnte mir eine solche Zukunft nicht vorstellen und wusste, dass es mir gefühlsmäßig unmöglich sein würde, wieder in Österreich zu leben.*<sup>14</sup> Sonia Wachstein folgte 1943 ihrem Bruder und ihrer Mutter in die USA, wo sie 2001 verstarb.

Die Vertreibung durch die Nationalsozialisten bedeutete für die jüdischen Wiener/innen den Verlust der Heimat, aber auch eines Lebensstils. Das bürgerliche Leben des jüdischen Wien rückte in örtliche, zeitliche und insbesondere emotionale Ferne. Obwohl Emigranten und Emigrantinnen in den neuen Wohnorten häufig wieder Menschen mit ähnlichem Hintergrund ehelichten, konnten sie das frühere Leben nicht wiedererwecken – und bald wollten sie dies auch nicht mehr. △

## Anmerkungen

- 1 Käthe Leichter, *Lebenserinnerungen*. In: Herbert Steiner (Hrsg.), *Käthe Leichter. Leben und Werk*. Wien 1973, S. 276.
- 2 *Sammlung Lebenserinnerungen österreichischer Juden des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs (Injoest)*: Hans Robert Flegel, Sig. 31/1–4 Kt. 8.
- 3 Zitate: Sonia Wachstein, *Hagenberggasse 49. Erinnerungen an eine Wiener jüdische Kindheit und Jugend (Augenzeugen berichten, Bd. 6, Schriftenreihe des Instituts für Geschichte der Juden in Österreich, hrsg. von Eleonore Lappin)*. Wien-Köln-Weimar 1996, S. 129, S. 22, S. 37. Sonia Wachstein wurde 1907 geboren.
- 4 Zitate: George Clare, *Letzter Walzer in Wien. Spuren einer Familie*. Frankfurt/Main-Berlin-Wien 1984, S. 83 f., S. 94. George Clare wurde 1921 in Wien geboren.
- 5 Yehudit Segal, *geborene Gerti Batscha, 1925 in Wien, Injoest (wie Anm. 2)*, Sig. 199 Kt. 51. Übersetzung aus dem Engl. durch die Autorin.
- 6 Zitate: Stella Klein-Löw, *Erinnerungen. Erlebtes und Gedachtes*. Wien-München 1980, S. 17 f., S. 34, S. 72.
- 7 Leichter, *Leben und Werk*, S. 375.
- 8 Henry O. Leichter, *Childhood Memoirs, Injoest*, Sig. 75 Kt. 19.
- 9 Leichter, *Leben und Werk*, S. 338 f.
- 10 Marie Jahoda, *Paul [Elix] Lazarsfeld, Hans Zeisel, Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie*. Leipzig 1933.
- 11 Marie Jahoda, »Ich habe die Welt nicht verändert.« *Erinnerungen einer Pionierin der Sozialforschung*. Hrsg. von Stefani Engler und Brigitte Hasenjürgen. Frankfurt/Main-New York 1997, S. 42.
- 12 Zitate: Klein-Löw, *Erinnerungen*, S. 76, S. 144.
- 13 *Brief von Chava Holtzman, geb. 1923 in Wien als Henriette Nussbaum, an Albert Lichtblau, 12.1.1999, Injoest*, Sig. 257 Kt. 65.
- 14 Zitate: Wachstein, *Hagenberggasse 49*, S. 150, S. 203.

www.casinos.at  
Hotline +43 (0) 50 777 50

# Dinner & Casino

*Ein romantischer  
Abend für zwei.*



**Willkommen, mein Name ist Jack.** Überraschen Sie mit einem schönen Abend: 4-gängiges Dinner & Casino Menü, ein Glas Sekt, Spielkapital im Wert von € 25,- und 4 Parolijetons, die Ihnen mit etwas Glück € 7.777,- bringen. Dinner & Casino um nur € 52,- – die Geschenkidee nur von Casinos Austria. 12 x in Österreich.

  
**CASINOS AUSTRIA**  
Machen Sie Ihr Spiel

STROBELGASSE

# inhalt

Sabine Hödl	Editorial	1
Martha Keil	Zeitreisen. 20 Jahre Institut für jüdische Geschichte Österreichs	6
Klaus Lohrmann	Erinnerungen zur Vorgeschichte der Gründung des Instituts	18
Eveline Brugger	»... ein langwieriges und entsagungsvolles Unterfangen« Regesten zur Geschichte der Juden in Österreich – der Versuch einer Annäherung	22
Birgit Wiedl	Die Zwettler Siegeltaschen – ein historisches Puzzle	32
Martha Keil	Unsichtbare Frauen oder: »... was nicht sein darf.« Jüdische Geschäftsfrauen im Spätmittelalter als Forschungsobjekte	40
Barbara Staudinger	Esslein Ausch und das Judenhaar Über Irrwege in der jüdischen Geschichte	50
Wolfgang Gasser	»Auf nach Polna!« oder der Zufall in der Wissenschaft Einem Tagebuch auf der Spur	58
Christoph Lind	Die Synagoge, ihr Kaiserbild und sein Maler Eine Geschichte aus St. Pölten	66
Eleonore Lappin	Liebesg'schichten und Heiratssachen aus dem jüdischen Wien	76

## Impressum

*Juden in Mitteleuropa. Erscheint jährlich. Zweck: Information über jüdische Geschichte und Kultur. Medieninhaber, Herausgeber und Verleger: Institut für jüdische Geschichte Österreichs, Dr. Karl Renner-Promenade 22, A-3100 St. Pölten, Tel.: +43-2742-77171-0, Fax: +43-2742-77171-15, office@injoest.ac.at, www.injoest.ac.at. Chefredaktion und PR-Verwaltung: Dr. Sabine Hödl. Gestaltung: Atelier Renate Stockreiter, Wien. Lithographie: faksimile digital, Wien. Druck: rema print, Wien*

*© Institut für jüdische Geschichte Österreichs. Alle Rechte vorbehalten. Trotz intensiver Bemühungen ist es uns nicht in allen Fällen gelungen, die Inhaber der Bildrechte ausfindig zu machen. Bitte wenden Sie sich zwecks Abgeltung allfälliger Ansprüche an das Institut für jüdische Geschichte Österreichs.*

*Wir danken dem Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung, dem Bundeskanzleramt und dem Österreichischen Wirtschaftsband für die Druckkostenunterstützung. Ebenso Dank an die Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät der Universität Wien, die Erzdiözese Wien sowie die Mondl Neusiedler GmbH für die Unterstützung der Zeitschrift. Gefördert durch das Land Niederösterreich!*

Seit 16 Jahren ist unsere jährliche Internationale Sommerakademie bestens betreuter Gast der BAWAG P.S.K. Für diese Unterstützung bedanken wir uns herzlich!

